I.

Aufgedrungene Freundschaft.

Wir führen den Leser in das Haus in der Rue du Temple an dem Tage, als sich Herr von Harville gegen drei Uhr Nachmittags erschossen hatte.

Pipelet, der unermüdliche und gewissenhafte Arbeiter, war allein in seiner Stube und beschäftigte sich mit der Restauration eines Stiefels, der seit dem letzten kühnen Eindringen Cabrion's mehr als einmal seinen Händen entfallen war.

Der Ausdruck des Gesichts des keuschen Portiers war ein noch weit melancholischerer als gewöhnlich.

Wie ein Soldat in der Scham über seine Niederlage traurig mit der Hand über die Narben seiner Wunden streicht, so seufzete Pipelet oft und tief, unterbrach seine Arbeit und fuhr mit dem zitternden Finger über den Querbruch, den sein altehrwürdiger Hut unter der frechen Hand Cabrion's erlitten hatte.

Aller Verdruß, alle Besorgnisse und alle Befürchtungen Alfred's erwachten bei dem Gedanken an die unbegreiflichen und unablässigen Verfolgungen jenes Menschen.

Pipelet besaß keinen sehr umfassenden, keinen hohen Geist; seine Phantasie gehörte weder zu den lebhaftesten noch zu den poetischesten, aber er besaß einen sehr soliden und gesunden hausbackenen Menschenverstand.

Da er nun leider, der natürlichen Folge seines richtigen Urtheils nach, das excentrische und thörichte Benehmen Cabrion's nicht zu begreifen vermochte, so bemühete er sich, verständige und mögliche Beweggründe für dasselbe ausfindig zu machen und legte sich deshalb eine Menge unlöslicher Fragen vor.

Er fühlte sich, wie ein zweiter Pascal, bisweilen wirklich vom Schwindel ergriffen bei diesem Bestreben, den bodenlosen

Abgrund zu ermessen, welchen die teuflische Schlauheit des Malers vor seinen Füßen geöffnet hatte.

Wie oftmals hatte er sich genöthiget gesehen, sich gleichsam in sich selbst zurückzuziehen, da seine Frau, die sich ausschließlich an die vorliegenden Thatsachen hielt und es verschmähete, die Ursachen derselben zu ermitteln, das unbegreifliche Benehmen Cabrion's gegen Alfred grobsinnig blos als Possenmacherei ansehen wollte!

Pipelet, ein ernster, gravitätischer Mann, konnte eine solche Auslegung durchaus nicht zugeben; er seufzete über die Verblendung seiner Frau und seine Menschen- und Manneswürde empörte sich bei dem Gedanken, das Spielwerk einer gemeinen Possenreißerei sein zu können. Er war vielmehr fest überzeugt, hinter dem unerhörten Benehmen Cabrion's liege irgend ein schauerliches Complott verborgen. Um dieses schwere Räthsel zu lösen, erschöpfte der Mann im Hute, wie bereits erwähnt, unablässig seine gewaltige Dialektik.

„Lieber wollte ich meinen Kopf auf das Schaffot tragen," sagte der strenge Mann bei sich, der allen Fragen, sobald er sie berührte, eine großartige Ausdehnung gab, „lieber wollte ich meinen Kopf auf das Schaffot tragen, als daß ich zugäbe, Cabrion habe es nur eines albernen Spaßes wegen auf mich abgesehen; nur für die Galerie werden Possen getrieben. Nun hatte diese boshafte Creatur bei dem letzten Unternehmen keinen Zeugen; er handelte allein, im Dunkel, wie immer; er schlich sich leise in mein einsames Stübchen, um seinen häßlichen Kuß auf meine entwürdigte Stirn zu drücken. Zu welchem Zwecke? Das möchte ich jeden unbetheiligten und unpartheiischen Menschen fragen. Es war keine Prahlerei, denn Niemand sah es; es war kein Vergnügen, — dagegen sprechen die Gesetze der Natur; es geschah auch nicht aus Freundschaft, — ich habe in der Welt nur einen Feind und das ist er. Es läßt sich deshalb nicht abläugnen, daß dahinter ein Geheimniß stecke, welches mein Verstand nicht zu ergrübeln vermag. Wohin geht der finstere teuflische Plan, der gewiß lange vorbereitet ist und der mit erschrecklicher Ausdauer verfolgt wird? Das kann ich nicht begreifen, ich befinde mich in der Unmöglichkeit, diesen Schleier zu lüften, der mich noch umbringen wird."

Das waren die peinlichen Gedanken Pipelet's in dem Augenblicke, wo wir ihn den Lesern vorführen.

Der ehrliche Portier hatte selbst seine immer blutenden Wunden wieder aufgerissen, indem er melancholisch an den Bruch, an die Beule seines Hutes griff, als eine kreischende Stimme aus einem der obern Stockwerke die Worte herunterrief:

„Schnell, schnell, Herr Pipelet, kommen Sie herauf! Schnell!“

„Diese Stimme kenne ich nicht,“ sagte Alfred, nachdem er einen Augenblick aufmerksam gehorcht hatte. Dann ließ er seinen Vorderarm, an dem er den auszubessernden Stiefel trug, auf die Kniee fallen.

„Pipelet! Pipelet! kommen Sie doch schnell!“ wiederholte die Stimme in dringendem Tone.

„Dieses Organ ist mir völlig fremd. — Es ist ein männliches; — man ruft mich —, soweit bin ich meiner Sache gewiß. — Aber das ist kein hinreichender Grund für mich, meine Stube zu verlassen, sie allein zu lassen in Abwesenheit meiner Frau. Nie,“ rief Alfred mit einem heldenmüthigen Entschlusse, „nie!“

„Herr Pipelet,“ rief die Stimme von neuem, „kommen Sie doch schnell — Frau Pipelet ist krank —“

„Anastasia?“ sprach Alfred, indem er von seinem Schemel aufstand. Aber in dem nächsten Augenblicke sank er wieder auf denselben nieder und dachte bei sich: „bin ich nicht ein Kind? Es ist ja gar nicht möglich; meine Frau ist vor einer Stunde ausgegangen ... Aber könnte sie nicht zurückgekommen sein, ohne daß ich sie bemerkte? Das wäre seltsam, — aber möglich ist es, ja, möglich ist es.“

„Herr Pipelet, kommen Sie doch, Ihre Frau liegt in meinen Armen.“

„Meine Frau in seinen Armen!“ wiederholte Pipelet, indem er wieder aufsprang.

„Ich kann die Frau Pipelet nicht allein aufschnüren!“ setzte die Stimme hinzu.

Diese Worte machten einen wahrhaft zauberischen Eindruck auf Pipelet; er wurde kirschbraun im Gesicht; sein Keuschheitsgefühl war im höchsten Grade verletzt.

„Das männliche unbekannte Organ spricht von dem Aufschnüren Anastasia's?“ dachte er bei sich; „dem widersetze ich mich, das verbiete ich.“

Damit stürzte er aus der Stube hinaus, an der Schwelle aber blieb er wieder stehen.

Pipelet befand sich in einer jener entsetzlich kritischen und ungemein peinlichen Lagen, die oft von den Dichtern benutzt worden sind. Auf der einen Seite hielt ihn die Pflicht in der Portierstube zurück, und auf der andern rief ihn seine keusche Empfindlichkeit in die höhern Etagen des Hauses hinauf.

Während er so noch mit sich kämpfte, wiederholte die Stimme:

„Sie kommen nicht, Herr Pipelet? Desto schlimmer; ich drücke die Augen zu und schneide das Schnürband entzwei." Diese Drohung bestimmte Pipelet.

„Herrrr!" rief er mit fürchterlicher Stimme, indem er aus seiner Stube hinausstürzte. „Im Namen der Ehre beschwöre ich Sie, nichts zu zerschneiden und meine Frau unberührt zu lassen. — Ich komme." Alfred eilte die dunkele Treppe hinauf und ließ in seiner Aufregung die Thüre seiner Stube offen stehen.

Kaum hatte er diese verlassen, als plötzlich ein Mann hineintrat. Er nahm den Hammer des Schuhflickers von dem Tische, sprang auf das Bett und befestigte eine dicke Pappe, an deren einem Ende sich bereits ein Nägelchen befand, an der Wand des dunkeln Alcovens, worauf er sich wieder entfernte.

Dies geschah so geschwind, daß der Portier, welcher fast in demselben Augenblicke daran dachte, daß er die Thüre habe offen stehn lassen, eilig wieder herunterkam, sie verschloß, den Schlüssel zu sich nahm und wieder hinaufging, durchaus nicht ahnen konnte, es sei Jemand in seiner Wohnung gewesen. Nach dieser Vorsichtsmaßregel eilte Alfred von neuem seiner Anastasia zu Hülfe und rief dabei aus Leibeskräften:

„Herrr, schneiden Sie nichts mehr entzwei, ich komme, — da bin ich —"

Kaum hatte er von neuem die ersten Stufen der Treppe erstiegen, als er die Stimme Anastasia's, nicht in der obern Etage, sondern in der Flur hörte.

Diese Stimme, die gellender, kreischender war als je, rief:

„Alfred, warum verlässest Du die Stube? Wo bist Du, alter Herumläufer?"

Pipelet hatte eben den ersten Treppenabsatz erreicht; er

blieb wie versteinert stehen, das Gesicht hinunter nach der Flur gewendet, mit offenem Munde, mit stierem Blick und auf einem Beine, wie eine Gans.

„Alfred!" rief Frau Pipelet von neuem.

„Anastasia ist unten, — sie ist also nicht oben und keiner Gefahr ausgesetzt?" dachte Pipelet bei sich. — „Aber — das männliche unbekannte Organ, das mir drohete, sie aufzuschnüren? Wer ist das? ein Lügner? Man treibt ein grausames Spiel mit meiner Angst! Welche Absicht hat man dabei? — Dahinter steckt etwas. Indeß: Thue Deine Pflicht und komme dann was will. Nachdem ich meiner Frau geantwortet habe, werde ich wieder heraufgehen, um dieses Geheimniß aufzuklären und den Unbekannten zu ermitteln.

Pipelet ging sehr bewegt hinunter und stand bald vor seiner Frau.

„Du bist es?!" sagte er zu ihr.

„Nun ja, ich bin es, freilich. Wer soll es sonst sein?"

„Du bist es, mein Auge täuscht mich nicht!"

„Machst Du wieder einmal große Augen, als ob Du mich verschlingen wolltest?"

„Deine Anwesenheit hier sagt mir, daß Dinge vorgehen, Dinge —"

„Was für Dinge? Gieb her den Stubenschlüssel; warum gehst Du fort? Ich komme von dem Bureau der Posten der Normandie, wohin ich im Fiacre den Koffer des Herrn Bradamanti gebracht habe, der es nicht wissen lassen will, daß er diesen Abend abreiset und dem kleinen Lahmen nicht traut. Er hat auch ganz Recht."

Die Frau Pipelet nahm bei diesen Worten den Schlüssel, welchen ihr Mann in der Hand hielt, schloß die Thüre auf und trat vor ihrem Manne in die Stube hinein.

Kaum befand sich das Paar darin, als Jemand leichten Schrittes die Treppe herunter kam und schnell und unbemerkt vor der Portierwohnung vorübereilte.

Es war das männliche Organ, welches die Besorgnisse Pipelet's in so hohem Grade erregt hatte.

Pipelet sank auf seinen Stuhl und sagte mit bewegter Stimme zu seiner Frau:

„Anastasia — ich befinde mich nicht wie gewöhnlich. — Es gehen hier Dinge vor, — Dinge —"

„Was Du nur schon wieder schwatzest! Es gehen überall Dinge vor. — Was hast Du? Du schwitzest ja über und über! Was ist Dir passirt, lieber Alter?"

„Ja, ich bin wie aus dem Wasser gezogen und mit Recht —". Pipelet strich mit der Hand über sein in Schweiß gebadetes Gesicht. „Es gehen Dinge hier vor, die —"

„Aber was ist geschehen? Kannst Du nie Ruhe halten? Du mußt immer herumschleichen, wie eine dürre Katze, statt ruhig auf Deinem Schemel sitzen zu bleiben."

„Anastasia, Du bist ungerecht, wenn Du sagst, ich schliche herum, wie eine dürre Katze. Wenn ich es thue, so geschieht es Deinetwegen."

„Meinetwegen?"

„Ja, um Dich vor einer Schmach zu behüten, über die wir beide würden haben erröthen müssen. Ich habe meinen Posten hier in der Stube verlassen, den ich für so heilig halte, wie das Schilderhäuschen des Soldaten —"

„Man wollte mir eine Schmach anthun?"

„Du warst es nicht, weil die Schmach, mit der man Dich bedrohete, da oben vor sich gehen sollte und Du doch ausgegangen warest, — aber —"

„Der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe holen, wenn ich etwas von dem verstehe, was Du mir vorredest! Wirst Du wirklich verrückt? — Siehst Du, ich muß am Ende glauben, daß Du manchmal nicht bei Sinnen bist. Seit gestern kenne ich Dich nicht mehr. — Ist der Cabrion immer Dein Alp?"

Kaum hatte Anastasia diese Worte gesprochen, als ein seltsames Ereigniß geschah.

Alfred saß da, mit dem Gesicht nach dem Bette zu.

Die Stube wurde durch das bleiche Licht einer Wintersonne und durch eine Lampe erhellt. In diesem doppelten Lichte glaubte Pipelet, als seine Frau den Namen Cabrion aussprach, im Schatten des Alcoven das unbewegliche höhnische Gesicht des Malers zu erblicken.

Er war es, es war der spitze Hut, das hagere Gesicht mit dem langen Haar, das satanische Lächeln, der spitze Bart und der zauberische Blick —.

Einen Augenblick glaubte Pipelet zu träumen; er strich mit der Hand über die Augen —, aber es war keine Täuschung, es konnte nichts wirklicher sein, als diese Erscheinung.

Aber wie schauerlich! Man sah keinen Körper, sondern nur einen Kopf, dessen lebhafte Farbe in dem Dunkel des Alcovens deutlich vortrat.

Pipelet sank bei diesem Anblicke, ohne ein Wort zu sagen, zurück; dann erhob er den rechten Arm nach dem Bette zu und deutete auf diese schreckliche Erscheinung mit einer so entsetzensvollen Geberde, daß seine Frau sich umdrehete, um die Ursache dieses Entsetzens aufzufinden, das sie bald theilte.

Sie wich zwei Schritte zurück, ergriff die Hand Alfred's und rief aus:

„Cabrion!"

„Ja," murmelte Pipelet mit hohler fast erloschener Stimme, indem er die Augen zudrückte.

Das Staunen und Entsetzen der beiden Eheleute machte dem Talente des Künstlers, der die Züge Cabrion's so bewundernswürdig auf Papier gezeichnet hatte, die größte Ehre.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, trat Anastasia, muthig wie eine Löwin, an das Bett, stieg auf dasselbe hinauf und riß, nicht ohne eine gewisse Angst, die Pappe mit dem Gesichte Cabrion's von der Wand.

Alfred, der noch immer mit geschlossenen Augen, mit ausgestreckten Armen dasaß, blieb unbeweglich, wie er es in kritischen Lagen seines Lebens gewohnt war. Nur das krampfhafte Zittern seines Hutes zeugte von Zeit zu Zeit von seiner fortdauernden heftigen Aufregung.

„So mache doch die Augen auf, lieber Alter," sagte Frau Pipelet triumphirend; „es ist nichts, blos ein Bild, das Portrait des schändlichen Cabrion. — Da sieh, wie ich es mit Füßen trete," — und Anastasia warf in ihrem Unwillen das Bild an den Boden, trat es mit Füßen und sprach dabei: „so möcht ich Cabrion, den lebendigen Cabrion, unter meinen Füßen haben." Dann hob sie das Bild wieder auf und setzte hinzu: „nun sieh es an; es trägt die Spuren von meinen Füßen an sich."

Alfred schüttelte das Haupt, ohne ein Wort zu sagen und winkte seiner Frau, sie möge das verhaßte Bild entfernen.

„Hat man eine gleiche Frechheit gesehen! — Es ist nicht alles; da steht in rothen Buchstaben darunter: Cabrion seinem guten Freunde Pipelet — für das ganze Le-

ben —," sagte die Frau des Portiers, indem sie das Bild an das Licht hielt.

„Sein guter Freund, — für das ganze Leben!" flüsterte Alfred und er erhob die Hände gen Himmel, gleichsam als wollte er denselben zum Zeugen aufrufen bei diesem neuen frechen Hohne.

„Aber wie ist das zugegangen?" sagte Anastasia. „Das Portrait war heute früh, als ich das Bett machte, nicht da. — Du hattest eben den Schlüssel mit Dir genommen, es konnte also während Deiner Abwesenheit Niemand hereinkommen. Wie also ist das Bild hierhergekommen? — Hast Du es selbst dahingehangen, Alter?"

Alfred sprang bei dieser unbegreiflichen Vermuthung von seinem Sessel auf, riß die Augen weit auf und antwortete drohenden Blickes:

„Ich —, ich in meinem Alcoven das Portrait dieses Bösewichtes aufhängen, der mich nicht nur mit seiner verhaßten Gegenwart verfolgt, sondern sogar in der Nacht im Traume, am Tage durch seine Malerei peiniget! Willst Du mich verrückt machen, Anastasia?"

„Nun —, wäre es denn ein so großes Unglück, wenn Du Dich in meiner Abwesenheit mit Cabrion ausgesöhnt hättest, um Ruhe zu haben?"

„Ich — mich mit ihm ausgesöhnt! Gott, Du hörst es!"

„Er könnte Dir darauf sein Portrait gegeben haben — als Zeichen der Freundschaft. — Vertheidige Dich nur nicht, läugne es nicht, wenn es so ist —"

„Anastasia!"

„Wenn es so ist, mußt Du gestehen, daß Du wankelmüthig bist wie eine hübsche Frau —"

„Frau!"

„Du mußt aber doch das Portrait selbst aufgehangen haben."

„Ich! Mein Gott! Mein Gott!"

„Wer denn sonst?"

„Du, Frau —"

„Ich!"

„Ja," antwortete Pipelet, halb wahnsinnig, „Du bist es gewesen, etwas Anderes kann ich nicht glauben. Ich werde

es nicht gesehen haben, als ich heute früh dem Bette den Rücken zukehrte."

„Aber, Alter..."

„Ich sage Dir, Du mußt es gewesen sein, wenn ich nicht glauben soll, daß es der Teufel gethan hat. Ich habe ja die Stube nicht verlassen und als ich hinaufging, um dem Rufe des männlichen Organs zu folgen, hatte ich den Schlüssel bei mir; die Thüre war verschlossen, Du hast sie ja selbst geöffnet. Läugne das, wenn Du kannst."

„Das ist wahr."

„Du gestehst also?"

„Ich gestehe, daß ich nichts davon begreife; — der Possenstreich ist gut ausgedacht und ausgeführt, das muß zugegeben werden."

„Ein Possenstreich!" rief Pipelet im höchsten Unwillen. „Ich sage Dir, daß dahinter ein entsetzliches Complott steckt! Man verdeckt den Abgrund mit Blumen, — man versucht mich zu betäuben, damit ich den Abgrund nicht sehe, in den man mich stürzen will. — Es bleibt mir nichts übrig, als den Schutz der Gesetze anzurufen. — Glücklicherweise schützt Gott Frankreich."

Pipelet ging nach der Thüre zu.

„Wohin gehst Du, Alterchen?"

„Zu dem Herrn Commissär, um meine Klage anzubringen und ihm das Portrait, als Beweis der Verfolgung, zu übergeben —"

„Aber worüber klagst Du?"

„Ueber was ich mich beklage? Wie! mein Todfeind soll durch — betrügerische Mittel mich zwingen können, sein Portrait bei mir zu haben, über dem Ehebette bei mir zu haben? Und die Behörden sollten mich nicht in Schutz nehmen? Gieb mir — das Portrait, Anastasia —, gieb her —, aber drehe es herum, damit ich die Malerei nicht sehe. — Der Verräther kann es nicht leugnen, es steht da von seiner Hand geschrieben: Cabrion seinem guten Freunde — für das ganze Leben. Für das ganze Leben! Ja, um mein Leben zu haben, verfolgt er mich, — und er wird endlich seinen Zweck erreichen. — Ich werde in ewiger Unruhe und Angst leben, ich werde immer glauben, dieser teuflische Mensch sei da — unter den Dielen, in der Wand, an der Decke. In der Nacht wird er mich an-

sehen, wenn ich in den Armen meiner Gattin schlafe, und am Tage steht er mit seinem höllischen Lachen hinter mir. — Wer sagt mir, daß er nicht in diesem Augenblicke hier ist, irgendwo versteckt, wie ein giftiges Insekt? — Wo bist Du, Ungeheuer? Bist Du da?" rief Pipelet aus, indem er den wüthenden Ausruf mit einer schnellen kreisförmigen Bewegung des Kopfes begleitete, um schnell alle Theile seiner Stube zu mustern.

„Ich bin da, guter Freund!" antwortete zärtlich die wohlbekannte Stimme Cabrion's.

Diese Worte schienen aus dem Alcoven zu kommen und erhielten durch ein gewöhnliches Bauchrednerkunststückchen diesen Klang, denn Cabrion stand draußen an der Thüre und hörte mit Lachen das Gespräch vollständig mit an. Nachdem er diese letzten Worte gesprochen, hielt er es jedoch für gerathen, sich zu entfernen, freilich nicht, ohne, wie man später sehen wird, einen neuen Gegenstand des Zornes, des Staunens und des Nachsinnens für sein Opfer zurückzulassen.

Frau Pipelet, welche auch diesmal der Muth nicht verließ, sah unter das Bett, in jeden Winkel der Stube, ohne etwas zu entdecken, und durchsuchte die Hausflur, ohne glücklicher zu sein, während Pipelet, durch diesen letzten Schlag niedergeschmettert, wieder auf seinen Schemel gesunken war.

„'s ist nichts, Alfred," sagte Anastasia, die sich immer sehr freigeisterisch zeigte; „der Bösewicht war an der Thüre versteckt und wird Reißaus genommen haben, während wir hier suchten. Aber Geduld! ich erwische ihn schon noch einmal und dann sei ihm Gott gnädig! Er soll meinen Besenstiel kennen lernen."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Madame Seraphin, die Haushälterin des Jacob Ferrand, trat ein.

„Guten Tag, Madame Seraphin," sagte Frau Pipelet, die um ihre häuslichen Unannehmlichkeiten nicht merken zu lassen, sogleich eine heitere freundliche Miene annahm, „was steht zu Ihren Diensten?"

„Zuerst sagen Sie mir, was Ihr neues Schild bedeutet?"

„Unser neues Schild?"

„Ja, das schwarze Schild mit rothen Buchstaben, das über der Thüre hängt —"

„Auf der Straße?"

„Ja, auf der Straße, über der Thüre."

„Meine liebe Madame Seraphin, ich weiß von nichts, und Du, Alter?"

Alfred schwieg.

„Es geht Herrn Pipelet an," fuhr Madame Seraphin fort, „er wird mir es auch erklären."

Alfred seufzete tief und der Hut zitterte ihm auf dem Kopfe.

Diese Pantomime bedeutete, daß Alfred sich für unfähig erklärte, das Andern zu erklären, was ihm selbst ein unauflösliches Räthsel sei.

„Achten Sie nicht darauf, Madame Seraphin," entgegnete Anastasia, „der arme Alfred hat seinen Magenkrampf. — Aber was ist es mit dem Schilde? Betrifft es den Destillateur?"

„Nein, nein. Es ist ein kleines Schild gerade über Ihrer Thüre —"

„Sie wollen spotten —"

„Keineswegs, ich sah es, als ich hereintrat, denn es steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Pipelet und Cabrion handeln mit Freundschaft und andern Dingen. Man wende sich an den Portier."

„Mein Gott! Das steht geschrieben über unserer Thüre? Hörst Du, Alfred?"

Pipelet sah Madame Seraphin mit stierem Blicke an. Er verstand nicht, was sie sagte, oder wollte nicht verstehen —

„Das steht auf einem Schilde — auf der Straße?" fragte Frau Pipelet nochmals.

„Ja, denn ich habe es eben gelesen. Ich dachte bei mir: wie komisch! Pipelet ist Schuhmacher von Profession und er zeigt den Vorübergehenden an: er handle in Verbindung mit Cabrion mit Freundschaft? Was heißt das? Es steckt dahinter etwas, was den Leuten nicht sogleich deutlich ist. — Da aber ferner darauf steht: „man wende sich an den Portier", so wird Frau Pipelet mir die Sache wohl erklären. — Aber sehen Sie," unterbrach sich Madame Seraphin, „Ihr Mann scheint sich nicht wohl zu befinden. — Sehen Sie sich vor, damit er nicht rücklings umfällt."

Die Frau Pipelet fing den halb ohnmächtigen Alfred in ihren Armen auf.

Dieser letzte Schlag war zu heftig gewesen; Alfred verlor allmälig die Besinnung und murmelte vor sich hin:

„Der Unglückliche! Er hat mich öffentlich ausgehangen!"

„Ich sagte Ihnen schon, Madame Seraphin, Alfred hat seinen Magenkrampf ungerechnet einen Bösewicht, der ihn fortwährend ärgert. Der liebe Alte wird es nicht aushalten. Zum Glück habe ich noch ein Tröpfchen Absinth da; das bringt ihn vielleicht wieder auf die Strümpfe."

Alfred kam wirklich, in Folge dieses Universalmittels der Frau Pipelet, allmälig wieder zu sich, aber kaum hatte er sich ein wenig erholt, so sollte er eine neue schmerzliche Prüfung bestehen.

Ein anständig gekleideter Mann von reifem Alter und ehrlichem oder vielmehr dummen Gesichte, machte die Thüre auf und sagte, wie es schien, von großer Neugierde geplagt:

„Ich habe eben das Schildchen draußen gelesen: „Pipelet und Cabrion handeln mit Freundschaft und andern Dingen. Man wende sich an den Portier." Wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben und mir sagen, was das bedeuten soll. Sie sind doch der Portier?"

„Das bedeutet," fuhr endlich Pipelet mit donnernder Stimme auf, „das bedeutet, daß Cabrion ein infamer Betrüger ist, Herrr!"

Der Neugierige prallte bei dieser zornigen Antwort einen Schritt zurück.

Alfred, dessen Gesicht glühete, dessen Augen funkelten, war halb aus der Thüre hinausgetreten, hielt sich an die Thürpfosten an und fuhr fort:

„Ich habe gar nichts zu schaffen mit dem Lump von Cabrion, mein Herr! und von Freundschaft kann zwischen uns am wenigsten die Rede sein."

„Das ist wahr und Sie müssen einen Schluck über den Durst gethan haben, alter Narr, daß Sie daher kommen und so fragen," fiel die Frau Pipelet ein, die ihrem Alfred über die Achsel sah.

„Madame," entgegnete der Fremde ernsthaft, indem er noch einen Schritt zurücktrat; „die Schilder sind da, damit man sie lese; Sie hängen ein Schild aus, ich lese es; ich bin also ganz im Rechte, während Sie Unrecht thun, indem Sie mir Grobheiten sagen."

„Grobheiten gehören einem alten Narren!"

„Beleidigungen, wenn man kommt, um Sie nach den Nachweisungen zu fragen, die Sie auf dem Schilde draußen ankündigen! Das soll Ihnen nicht so hingehen!“

„Aber Herr! —“ rief der unglückliche Portier.

„Aber, Herr,“ entgegnete der aufgebrachte Neugierige, „bleiben Sie Freund soviel Sie wollen mit Ihrem Cabrion, aber schreiben Sie es nicht mit großen Buchstaben auf der Straße hin. Ich werde Sie bei dem Polizei-Commissär verklagen —“

Der Mann ging zornig fort.

„Anastasia,“ sprach Pipelet mit wehklagender Stimme, „ich überlebe das nicht, ich fühle es; der Tod sitzt mir im Herzen und ich werde ihm nicht entgehen. Du siehst es, mein Name ist öffentlich mit dem seinigen verbunden worden. — Er wagt anzuzeigen, ich sei sein Freund und das Publicum glaubt es. Ich theile es ihm selbst mit, — es ist ungeheuer, monströs, eine teuflische Idee. Aber das muß aufhören, — das Maaß ist voll. Einer muß unterliegen, er oder ich.“

Pipelet überwand seine gewöhnliche Apathie, faßte einen großen Entschluß, nahm das Portrait Cabrion's und schritt nach der Thüre zu.

„Wohin gehst Du, Alfred?“

„Zu dem Polizei-Commissär. — Ich werde sogleich das infame Schild ab- und mitnehmen und dem Commissär zurufen: „Vertheidigen, schützen Sie, rächen Sie mich! Befreien Sie mich von diesem Cabrion!“

„Wohl gesprochen, Alterchen! Geh, laufe, rühre Dich. Kannst Du das Schild nicht abnehmen, so bitte den Destillateur, daß er Dir helfe und eine kleine Leiter borge. Der Lump von Cabrion! Hätte ich ihn da und ich dürfte es, ich würde ihn bei kleinem Feuer schmoren. Ja, es ist gewiß wahr, es werden Menschen geköpft, die lange nicht so schlecht sind wie er, der Bösewicht!“

Alfred zeigte bei dieser Gelegenheit eine großartige Langmuth. Trotz seinen Beschwerden gegen Cabrion fühlte er dennoch noch Mitleiden mit seinem Peiniger und sagte:

„Nein, nein, — seinen Kopf würde ich nicht verlangen, wenn ich es auch könnte —“

„Ich — ja, ich könnte es!“ entgegnete Frau Pipelet.

„Nein,“ wiederholte Alfred, „ich liebe das Blut nicht,

habe aber das Recht, die lebenslängliche Einsperrung dieses Uebelthäters zu verlangen; meine Ruhe fordert, meine Gesundheit befiehlt es; das Gesetz ist mir diese Genugthuung schuldig und wenn sie mir nicht gewährt wird, verlasse ich Frankreich, mein schönes Frankreich. Das gewinnt man dabei."

In Schmerz versunken, schritt Alfred aus der Stube hinaus, gleich einem der imposanten Opfer des alten Fatums.

II.

Cecily.

Ehe wir den Leser der Unterredung der Madame Seraphin und der Frau Pipelet beiwohnen lassen, müssen wir ihm mittheilen, daß Anastasia, ohne im geringsten die Tugend und Frömmigkeit des Notars zu ahnen, die Strenge außerordentlich tadelte, mit welcher er gegen Louise Morel und Germain verfahren war. Der Natur der Sache nach traf Madame Seraphin in den Gedanken der Frau Pipelet derselbe Tadel, sie verhüllte aber, aus Klugheit und Gründen, die wir später mittheilen werden, ihre Abneigung gegen die Haushälterin unter der herzlichsten Aufnahme.

Nachdem Madame Seraphin das unwürdige Benehmen Cabrion's förmlich gemißbilliget hatte, fuhr sie fort:

„Was wird denn aus dem Herrn Bradamanti (Pnolidori)? Ich habe ihm gestern Abend geschrieben und keine Antwort erhalten; diesen Vormittag komme ich zu ihm und es ist Niemand da. Hoffentlich habe ich jetzt mehr Glück."

Frau Pipelet stellte sich sehr betrübt und antwortete:

„Herr Bradamanti ist noch nicht zurückgekommen."

„Unerträglich!"

„Arme Madame Seraphin!"

„Und ich habe ihm so viel zu sagen!"

„Das ist Unglück!"

„Zumal ich Vorwände ersinnen muß, um hierherkommen zu können, denn wenn Herr Ferrand ahnete, daß ich einen

Charlatan kenne, so würde es einen schönen Auftritt geben. Sie wissen, wie fromm, wie gewissenhaft er ist."

„Wie Alfred. Der ist auch so dummfromm, daß er über alles erschrickt —"

„Und Sie wissen nicht, wann er zurückkommt?"

„Er hat Jemanden um sechs oder sieben Uhr bestellt und mich gebeten, der Person, die er erwartet, zu sagen, sie möchte wiederkommen, wenn er noch nicht zurück sei. Kommen Sie also Abends wieder, dann werden Sie ihn sicher treffen."

In Gedanken setzte Anastasia hinzu: „rechne Du nur darauf; binnen einer Stunde ist er auf dem Wege nach der Normandie."

„Ich werde also Abends wiederkommen," sagte Madame Seraphin verdrüßlich. Dann setzte sie hinzu: „ich hatte Ihnen auch sonst noch etwas zu sagen, werthe Frau Pipelet... Sie wissen, was der Louise begegnet ist, die Jedermann für ein braves Mädchen hielt —?"

„Sprechen Sie nicht davon," antwortete die Frau Pipelet, indem sie die Augen zum Himmel emporrichtete; „es stehen Einem dabei die Haare zu Berge."

„Ich wollte Ihnen also sagen, daß wir kein Dienstmädchen mehr haben und daß Sie die Güte haben möchten, wenn Sie zufällig von einem braven, gewilligen und arbeitsamen Mädchen hören, sie zu uns zu schicken. Gute Mädchen sind so selten, daß man nach allen Seiten hin nach ihnen suchen muß —"

„Beruhigen Sie sich, Madame Seraphin. Wenn ich etwas höre, werde ich es Ihnen melden. Gute Dienste sind eben so selten als gute Dienstboten."

Dann setzte Anastasia, aber immer in Gedanken, hinzu: „sie sind häufiger, als daß ich Dir ein armes Mädchen schicken sollte, damit man es halb verhungern läßt; Dein Herr ist zu geizig und zu schlecht. Mit einem Male die arme Louise und den armen Herrn Germain anzuklagen!"

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen," fuhr Madame Seraphin fort, „wie ruhig es in unserm Hause ist; ein junges Mädchen, das unsern Dienst erhält, kann nur gewinnen und die Louise muß sehr schlecht gewesen sein, da sie trotz den guten Lehren, die ihr Herr Ferrand gegeben hat, auf Abwege gerathen konnte."

„Gewiß, — gewiß; verlassen Sie sich nur auf mich; wenn ich von einem Mädchen höre, das Sie brauchen können, werde ich es sogleich zu Ihnen schicken.“

„Noch etwas,“ fuhr Madame Seraphin fort. „Es liegt dem Herrn Ferrand sehr viel daran, ein Mädchen zu bekommen, die womöglich keine Familie hier hat, weil sie weniger in Versuchung geräth, sobald sie keine Gelegenheit zum Ausgehen hat. Wenn es sich so träfe, würde deshalb der Notar eine Waise vorziehen, erstlich weil es eine gute That wäre und dann, weil sie, wie gesagt, keine Veranlassung zum Ausgehen hätte. Diese Louise hat dem Notar eine empfindliche Lection gegeben. Nun ist er in der Wahl eines Dienstboten so schwierig. Ein solches Scandal in einem so frommen Hause wie es das unsrige ist! — Nun, ich komme heute Abend wieder und werde bei der Gelegenheit gleich einen Augenblick bei der Mutter Burette einsprechen.“

„Heute Abend, Madame Seraphin; Sie werden Herrn Bradamanti gewiß treffen.“

Madame Seraphin entfernte sich.

„Ist sie auf den Bradamanti erpicht!“ dachte die Frau Pipelet bei sich; „was mag sie von ihm wollen? Und warum will er sie vor seiner Abreise nach der Normandie durchaus nicht sehen? Sie wird gewiß wieder abziehen müssen, zumal Herr Bradamanti die Dame erwartet, die schon gestern Abend dagewesen ist. Ich konnte sie nicht genau sehen, diesmal muß ich aber ihr Gesicht sehen, eben so gut wie das Dämchen des lumpigen Commandanten. Er hat sich nicht wieder sehen lassen — Ich werde aber auch sein Holz verbrennen, sein ganzes Holz; warum giebt er nur die lumpigen zwölf Francs! — Wer mag aber die Dame des Herrn Bradamanti sein? Ist sie vornehm oder nicht? Ich möchte es wohl wissen, denn neugierig bin ich wie eine Elster. — Der liebe Gott hat mich so erschaffen! — Da fällt mir ein prächtiger Gedanke ein, wie ich den Namen der Dame erfahren kann! Es gilt einen Versuch. Aber wer kommt da? Mein prächtiger Miethsmann! Ihre Dienerin, Herr Rudolph!“ sagte Madame Pipelet, indem sie militärisch grüßend die Hand an die Perrücke legte.

Es war wirklich Rudolph. Er kannte den Tod des Herrn von Harville noch nicht.

„Guten Tag, Madame Pipelet," sagte er. „Ist Mamsell Lachtaube zu Hause? Ich muß mit ihr sprechen."

„Ist die Kleine nicht immer zu Hause und bei der Arbeit? Sie feiert niemals."

„Und wie geht es der Frau Morel's? Erholt sie sich etwas?"

„Ja, Herr Rudolph, Dank sei es Ihnen oder dem Wohlthäter, in dessen Namen Sie handeln, sie ist jetzt mit ihren Kindern glücklich. Sie befinden sich wie die Fische im Wasser, haben Feuer, gute Betten, gute Speisen, eine Krankenwärterin und Mamsell Lachtaube, die trotz ihrem Fleiße, und wenn sie auch thut, als bekümmere sie sich um nichts, sie nicht aus den Augen läßt. Dann haben Sie der Frau Morel's auch einen schwarzen Doctor geschickt. Ha! ha! ist denn der Schwarze der Doctor der Kohlenträger? Hm! Er kann ihnen an den Puls fühlen, ohne sich die Hände schwarz zu machen. Aber das ist wahr, ein gescheidter Arzt scheint er zu sein. Er hat der Frau einen Trank verordnet, der ihr sogleich gute Dienste geleistet hat."

„Die arme Frau! Sie muß noch immer sehr traurig sein."

„Ach ja, Herr Rudolph — der Mann verrückt, die Tochter im Gefängnisse! Sehen Sie, über die Louise grämt sie sich noch todt. Für eine rechtliche Familie ist es schrecklich. Und eben war die Madame Seraphin da, die Haushälterin des Notars, und schimpfte über das arme Mädchen. Warte nur! Sie schämte sich nicht, von mir zu verlangen, ich solle ihr ein anderes braves Mädchen schicken. Wie geizig der Notar ist! Denken Sie sich, das Dienstmädchen soll, wo möglich, eine Waise sein. Wissen Sie warum, Herr Rudolph? Weil eine Waise keine Eltern und also keine Ursache hat auszugehen. Aber das sagen sie nur so. Sie wollen ein armes Mädchen haben, das ganz allein in der Welt steht, damit sie mit ihm machen, es drücken und mißhandeln können wie sie wollen. Nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Ja, ja," antwortete dieser, in Gedanken versunken.

Er sah, als er erfuhr, daß Madame Seraphin eine Waise als Dienstmädchen an die Stelle Louisens suche, darin ein fast sicheres Mittel, zur Züchtigung des Notars zu gelangen. Er änderte, während die Frau Pipelet sprach, in Gedanken die

Rolle allmälig ab, die er bisher der Cecily zugedacht hatte, welche das Hauptwerkzeug der gerechten Strafe werden sollte.

„Ich wußte, daß Sie wie ich denken würden,“ fuhr Madame Pipelet fort; „ja, ich sage es noch einmal, sie wollen ein armes hilfloses Mädchen, dem sie am Lohne abdrücken können und ich werde mich wohl hüten, ihr Jemanden zu schicken. Erstens kenne ich Niemanden, aber wenn ich auch ein Mädchen kännte, so würde ich ihr lieber ab- als zureden, in jenes schlechte Haus zu gehen. Und ich hätte Recht, nicht wahr, Herr Rudolph?“

„Madame Pipelet, wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?“

„Du lieber Gott, Herr Rudolph, soll ich durch's Feuer laufen, mir die Perrücke verbrennen? Oder soll ich Jemanden beißen? Reden Sie, ich thue alles, was Sie verlangen, — ich und mein Herz sind Ihre Sclaven, vorausgesetzt, daß meinem Alfred kein Unrecht geschieht —“

„Beruhigen Sie sich, Madame Pipelet. Ich will Ihnen sogleich sagen, was ich wünsche. Ich möchte eine junge Waise unterbringen, eine Ausländerin. Sie ist noch nie in Paris gewesen und ich würde es gern sehen, wenn sie zu Ferrand käme.“

„Was? In das Haus? Zu dem alten Geizhals?“

„Es ist doch immer ein Dienst. — Gefällt es dem Mädchen nicht dort, so kann sie ja wieder abziehen; sie verdient doch wenigstens sogleich ihren Unterhalt und ich werde unbesorgt sein können.“

„Nun, Herr Rudolph, es ist Ihre Sache, ich habe das Meinige gethan. — Wenn Sie den Dienst noch immer für gut finden, — so steht es Ihnen frei und man muß allerdings, wenn man gerecht sein will, auch zugestehen, daß sich auch Manches für den Dienst bei dem Notar sagen läßt. Er ist geizig wie ein Hund, hart wie ein Esel, bigott wie ein Kirchner, das ist wahr, aber er ist ein rechtlicher Mann wie es wenige giebt. — Er giebt wenig Lohn, bezahlt aber pünktlich. — Das Essen ist schlecht, es reicht aber zu. Mit einem Worte, es ist ein Haus, in dem das Dienstmädchen arbeiten muß wie ein Pferd, wo es aber auch nicht auf schlechte Wege gebracht wird. Louise ... das war ein Zufall.“

„Madame Pipelet, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen.“

„So wahr ich Anastasia Pipelet geb. Galimord heiße, so wahr es einen Gott im Himmel giebt, so gewiß Alfred nur einen grünen Frack trägt, ich werde schweigen wie das Grab.“

„Sie dürfen auch Herrn Pipelet nichts sagen.“

„Ich schwöre es bei dem Haupte meines Alten, — wenn der Grund rechtschaffen ist —“

„Madame Pipelet!“

„Wir können ihm alles vormachen, denn er ist, was die Unschuld und die Bosheit betrifft, wie ein Kind von drei Monaten.“

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich also an.“

„Reden Sie —“

„Das junge Mädchen, das ich meine, hat einen Fehltritt gethan —“

„Wir kennen das. — Hätte ich nicht in meinem funfzehnten Jahre Alfred geheirathet, so hätte ich vielleicht funfzig Fehler, hundert gemacht. Ich war, wie Sie mich da sehen, ein wahres Pulverfaß. Zum Glück hat Pipelet mein Feuer in seiner Tugend gedämpft, sonst hätte ich wohl mit Männern Dummheiten gemacht. Wenn also Ihr Mädchen nur einen Fehler gemacht hat, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren —“

„Ich glaube es auch. Das Mädchen war im Dienst in Deutschland bei einer meiner Verwandten; der Sohn dieser Verwandten hat sie verführt, begreifen Sie nun —?“

„Freilich begreife ich es, — so gut, als wäre ich es selbst gewesen.“

„Die Mutter jagte das Mädchen aus dem Hause, der junge Mann war aber so thöricht, das Aelternhaus auch zu verlassen und mit dem Mädchen hierher nach Paris zu kommen.“

„Diese jungen Leute…“

„Nachdem der dumme Streich gemacht war, kamen sie zur Besinnung, zumal das Geld, das sie besaßen, verbraucht war. Mein junger Vetter wendete sich an mich und ich versprach ihm das Reisegeld nach Hause zu geben, wenn er das Mädchen hier zurücklassen wolle, für deren Unterkommen ich sorgen würde.“

„Ich hätte nicht besser an meinem Sohne gehandelt, wenn ich einen bekommen hätte.“

„Es freut mich, daß Sie mein Benehmen billigen; freilich ist es nun sehr schwer, das Mädchen unterzubringen, da sie fremd ist und Niemand für sie bürgen kann. Wenn Sie der Madame Seraphin sagen wollten, ein Verwandter von Ihnen, der in Deutschland wohne, habe das Mädchen zu Ihnen geschickt und sie Ihnen empfohlen, so nähme der Notar sie vielleicht in Dienst und ich wäre in doppelter Hinsicht darüber erfreut. Da Cecily, so heißt sie, nur verleitet worden ist, so würde sie in einem so strengen Hause, wie es das des Notars ist, gewiß wieder auf einen bessern Weg kommen. Aus diesem Grunde namentlich sähe ich das Mädchen gern bei dem Herrn Ferrand. — Ich brauche nicht zu sagen, daß wenn sie von Ihnen, einer so achtbaren Frau, empfohlen wird...“

„Ach, Herr Rudolph!“

„Madame Seraphin sie gewiß annimmt, während wenn ich sie empfehle —“

„Ich weiß das. — Es ist gerade so, als wenn ich einen jungen Mann empfehlen wollte. — Also abgemacht. Ich stehe Ihnen dafür, Herr Rudolph. Ich werde der Madame Seraphin sagen, ich hätte, ich weiß nicht seit wie lange, eine Cousine in Deutschland gehabt; sie wäre, wie ich erfahren, gestorben wie ihr Mann und ich hätte nun ihre Tochter auf dem Halse —“

„Sehr gut... Sie bringen dann Cecily selbst zu Herrn Ferrand, ohne weiter mit Madame Seraphin zu sprechen. — Da Sie Ihre Cousine seit zwanzig Jahren nicht gesehen, so werden Sie nichts zu antworten haben, als daß Sie seit ihrer Reise nach Deutschland nichts von ihr gehört —“

„Aber wenn das Mädchen nur deutsch spricht?“

„Sie spricht vollkommen gut französisch; ich werde ihr ihre Rolle einlernen und Sie haben deshalb weiter nichts zu thun, als sie der Madame Seraphin dringend zu empfehlen — oder nein, sie würde dann vielleicht glauben, das Mädchen solle ihr aufgenöthiget werden. Sie wissen, man braucht bei manchen Personen nur um etwas zu bitten, um sogleich eine abschlägliche Antwort zu erhalten.“

„Ja wohl! Ja wohl!“

„Machen Sie also der Madame Seraphin keinen Antrag und lassen Sie dieselbe selbst damit kommen. Sagen Sie ihr nur, Cecily sei eine Waise, fremd, sehr jung, sehr hübsch, sie würde Ihnen sehr zur Last sein und Sie wären ihr nicht eben

sehr geneigt, da Sie mit Ihrer Schwester auf gespanntem Fuße gestanden hätten."

„Ei, wie Sie doch boshaft sind! Aber wie gut wir zusammenpassen! Wenn ich bedenke, daß Sie in meinem Alter gewesen wären, als ich Feuer und Flamme war, wahrhaftig, ich weiß nicht ... und Sie?"

„Still! Wenn Herr Pipelet —"

„Freilich, freilich! Der arme Alte! — Ein neuer Streich von dem schändlichen Cabrion! Ich werde Ihnen das später erzählen. — Ueber Ihr Mädchen können Sie ganz ruhig sein; ich wette, daß ich die Seraphin so weit bringe, daß sie mich selbst auffordert, meine Verwandte zu ihr zu geben."

„Wenn es Ihnen gelingt, meine liebe Madame Pipelet, so erhalten Sie von mir hundert Francs. Ich bin nicht reich, aber —"

„Spotten Sie über die Leute, Herr Rudolph? Glauben Sie, daß ich aus Eigennutz handle? Du lieber Gott, aus purer Freundschaft. — Hundert Francs!"

„Bedenken Sie, daß ich mit dieser Summe nicht weit kommen würde, wenn mir das Mädchen lange auf dem Halse bliebe. — Nach einigen Monaten —"

„Ich werde also die hundert Francs nehmen, Herr Rudolph, um Ihnen einen Gefallen zu thun. — Aber ist es nicht, als hätten wir in der Lotterie gewonnen, daß Sie in das Haus gezogen sind? Ich kann es von den Dächern ausschreien, daß Sie der allerbeste Abmiether sind. — Aber da kommt ein Fiacre. — Gewiß die Dame des Herrn Bradamanti. — Sie war gestern schon da, aber ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. — Heute muß ich sie sehen und ich habe mir auch ein Mittel erdacht, ihren Namen zu erfahren. — Geben Sie Acht, — es wird Ihnen Spaß machen."

„Nein, nein, Madame Pipelet, es liegt mir sehr wenig an dem Namen und dem Gesichte der Dame," antwortete Rudolph, indem er weiter zurücktrat in der kleinen Wohnung.

„Madame," rief Anastasia, indem sie der Eintretenden entgegeneilte, „wohin wollen Sie?"

„Zu dem Herrn Bradamanti," antwortete die Dame, offenbar sehr verdrüßlich darüber, sich so angehalten zu sehen.

„Zu dem Herrn Bradamanti? Er ist nicht zu Hause."

„Das ist nicht möglich. Er hat mich bestellt."

„Er ist nicht zu Hause.“

„Sie irren sich —“

„Ich irre mich keineswegs,“ sagte die Portiersfrau, indem sie geschickt manövrirte, um das Gesicht der Dame zu sehen. — „Herr Bradamanti ist ausgegangen, — er ist nicht zu Hause — außer für eine Dame —“

„Nun das bin ich ... Lassen Sie mich gehen —“

„Ihr Name, Madame? Ich werde sehen, ob es der Name der Person ist, die ich zu Bradamanti lassen soll. — Wenn Sie diesen Namen nicht führen, so lasse ich Sie unter keiner Bedingung weiter —“

„Er hat Ihnen meinen Namen genannt!“ sagte die Dame eben so verwundert als verlegen.

„Ja, Madame.“

„Wie unvorsichtig!“ flüsterte die Dame, die nach einiger Zögerung ungeduldig und leise, als hätte sie gefürchtet gehört zu werden, hinzusetzte: „nun ich heiße Frau von Orbigny.“

Rudolph zuckte bei diesem Namen zusammen.

Es war der Name der Stiefmutter der Frau von Harville.

Statt in dem Schatten zu bleiben, trat er vor und erkannte in dem Lichte des Tages und der Lampe leicht die Frau, die ihm Clemence mehr als einmal geschildert hatte.

„Frau von Orbigny?“ wiederholte die Frau Pipelet, „ja das ist der Name, den mir Herr Bradamanti nannte. Sie können hinaufgehen, Madame.“

Die Stiefmutter der Frau von Harville ging schnell vor der Portiersstube vorüber.

„Angeführt! angeführt!“ rief die Frau Pipelet triumphirend; „ich weiß ihren Namen! Orbigny heißt sie! Ist mein Mittel nicht gut, Herr Rudolph? Aber was haben Sie? Sie stehen ja in tiefen Gedanken da!“

„Ist die Dame schon einmal bei Bradamanti gewesen?“ fragte Rudolph.

„Ja, gestern Abend, und sobald sie fort war, ging auch Herr Bradamanti aus, wahrscheinlich um seinen Platz auf der Post zu bestellen, denn er will heute fortreisen und bat mich, seine Sachen in das Postbureau zu bringen, weil er dem kleinen Lahmen nicht traut.“

„Und wohin reiset Herr Bradamanti? Wissen Sie es?“

„In die Normandie — auf der Straße von Alençon hin.“

Rudolph erinnerte sich, daß das Landgut Aubiers, das Orbigny bewohnte, in der Normandie lag. Kein Zweifel also, der Charlatan reisete zu dem Vater der Frau von Harville, und gewiß in schlechter Absicht.

„Seine Abreise wird der Madame Seraphin sehr unangenehm sein,“ fuhr die Frau Pipelet fort. „Sie will Herrn Bradamanti durchaus sehen und er vermeidet dies so viel er kann, denn er hat mir empfohlen, ihr zu verschweigen, daß er heute Abend um sechs Uhr abreise. Wenn sie wieder kommt, ist er über alle Berge. Ich werde bei dieser Gelegenheit von Ihrem Mädchen mit ihr sprechen. — Wie hieß sie? Cice?“

„Cecily —“

„Ich werde mir ein Stückchen Papier in meine Schnupftabaksdose legen, um den verteufelten Namen nicht zu vergessen. — Cici — Caci — Cecily, richtig, so war's!“

„Ich gehe jetzt zu Mamsell Lachtaube hinauf,“ sagte Rudolph zu der Portiersfrau.

„Wollen Sie meinem Alten nicht guten Tag sagen, wenn Sie wieder herunterkommen? — Er hat sich schwer geärgert und wird es Ihnen erzählen. Der Unmensch Cabrion hat wieder einen Streich ausgeführt —“

„Ich werde immer Antheil an dem Kummer Ihres Mannes nehmen, Madame Pipelet —“

Nach diesen Worten ging Rudolph, der den Besuch der Frau von Orbigny bei Polidori nicht aus den Gedanken bringen konnte, zur Lachtaube hinauf.

III.

Der erste Kummer der Lachtaube.

Das Stübchen der Lachtaube war wie immer niedlich und reinlich; die große silberne Taschenuhr in einem hölzernen Gehäuse auf dem Kamine zeigte die vierte Stunde an. Die Kälte hatte nachgelassen und die sparsame Näherin deshalb kein Feuer angemacht.

Kaum bemerkte man von dem Fenster aus ein Stückchen blauen Himmels über der unregelmäßigen Masse von Dächern, Dachstuben und hohen Schornsteinen, welche auf der andern Seite der Straße den Horizont bildeten.

Plötzlich färbte ein Sonnenstrahl, der sich gleichsam verirrt hatte und zwischen zwei hohen Giebeln hindurch schien, einige Augenblicke lang mit glänzend röthlicher Farbe den Fußboden des Stübchens des jungen Mädchens.

Lachtaube saß, mit ihrer Arbeit beschäftiget, an dem Fenster und ihr liebliches Profil zeichnete sich auf dem leuchtenden durchsichtigen Glase ab, wie ein Camée von rosiger Weiße auf einem goldenen Grunde.

Die Sonne glänzte auf ihrem schwarzen Haar, das am Hinterkopfe zusammengeschlungen war und gab ihren kleinen fleißigen Händen, welche mit unvergleichlicher Geschwindigkeit die Nadel handhabten, eine warme bernsteinartige Farbe.

Die langen Falten ihres braunen Kleides, von welchem die Zäckchen einer grünen Schürze abstachen, verhüllten zur Hälfte ihren Strohstuhl; ihre beiden niedlichen Füße stützten sich auf ein Fußbänkchen, das vor ihr stand.

Sowie ein großer Herr bisweilen aus Laune die Wände einer Hütte unter glänzenden Draperien verhüllt, so beleuchtete die untergehende Sonne einen Augenblick das Zimmerchen mit tausendfarbigem Widerscheine, blitzte auf den glänzend polirten Nußbaummeubles, spiegelte sich auf dem Fußboden wie auf Kupfer und umgab den Käfig der Vögel gleichsam mit einem goldenen Gegitter.

Trotz diesem freundlichen Sonnenstrahle hüpften die beiden Vögel unruhig in dem Käfige umher und sangen, gegen ihre Gewohnheit, nicht.

Auch Lachtaube sang, gegen ihre Gewohnheit, nicht und alle drei zwitscherten nie ohne einander. Fast immer gab der frische Morgengesang des Mädchens die Veranlassung zu dem Gesange der beiden Vögel, die träger waren und ihr Nest so früh nicht verließen.

Dann folgte ein Wettkampf im Singen und die Vögel trugen nicht immer den Sieg davon.

Lachtaube sang nicht mehr, weil sie zum ersten Male in ihrem Leben einen Kummer empfand.

Der Anblick der Armuth Morel's hatte sie zwar oft tief

ergriffen, aber den Armen sind solche Bilder zu gewöhnlich, als daß ihre Gefühle dauernd davon ergriffen werden könnten.

Nachdem das Mädchen den Armen fast jeden Tag beigestanden, so viel es ihr möglich war, nachdem sie mit ihnen und über sie geweint hatte, empfand sie zu gleicher Zeit Rührung und Freude, Rührung über das Unglück, Freude über sich selbst und ihr weiches Herz.

Aber das war kein Kummer; bald gewann der natürliche heitere Sinn des Mädchens die Ueberhand wieder und dann fühlte sie sich, ohne Selbstsucht, blos durch Vergleichung, so glücklich in ihrem Stübchen, daß ihre Traurigkeit bald ganz verging.

Dieses bewegliche Gefühl war so frei von Persönlichkeit, daß es das Mädchen fast für eine Pflicht hielt, mit denen zu theilen, die noch ärmer waren als sie, um ohne Gewissenspein sich einer Existenz erfreuen zu können, die allerdings wohl sehr precair, aber ganz durch eigene Arbeit gewonnen war und die ihr, in Vergleich mit der Noth der Familie des Steinschneiders, fast luxuriös vorkam.

„Um mit Ruhe singen zu können, wenn man Leute neben sich hat, die so sehr zu beklagen sind," sagte sie, „muß man sie soviel als möglich unterstützt haben."

Ehe wir dem Leser die Ursache des ersten Kummers der Lachtaube mittheilen, möchten wir ihn über die Tugend dieses jungen Mädchens vollkommen beruhigen.

Wir bedauern, das ernste, feierliche, gewichtige Wort „Tugend" zu gebrauchen, das fast immer auch an schmerzliche Opfer, an peinlichen Kampf gegen die Leidenschaften und an ernstes Nachdenken über das Ende aller irdischen Dinge erinnert.

Das war die Tugend der Lachtaube nicht.

Sie hatte weder gekämpft, noch viel nachgedacht.

Sie hatte gearbeitet, gelacht und gesungen.

Ihre „Unschuld", wie sie einfach und aufrichtig zu Rudolph sagte, hing besonders von der Zeitfrage ab. Sie hatte nicht Muße gehabt, verliebt zu sein.

Da sie vor allem heiter, arbeitsam und ordnungliebend war, so hatten, ihr unbewußt, die Ordnung, die Arbeit, die Heiterkeit sie vertheidiget, erhalten, gerettet.

Man findet diese Moral vielleicht leichtfertig, leichtsinnig; aber was liegt an der Ursache, wenn nur die Wirkung da ist!

Was kommt auf die Richtung der Wurzeln der Pflanze an, wenn nur die Blüte sich rein, glänzend und duftig entfaltet!

Wir haben bei unserm Utopien über die Aufmunterung, die Unterstützung und Belohnung, welche die Gesellschaft den Handwerkern und Arbeitern zuerkennen sollte, die sich durch hohe sociale Eigenschaften auszeichnen, von jener Tugendspioniererei, einem Plane des Kaisers, gesprochen.

Denken wir uns diesen fruchtbringenden Gedanken des großen Mannes ausgeführt —

Einer jener ächten Menschenfreunde, welcher von ihm den Auftrag erhalten, die Tugend aufzusuchen, hat die Lachtaube gefunden.

Obgleich verlassen, rath- und hilflos, und allen Gefahren ihrer Armuth, allen Verführungen ausgesetzt, welche die Jugend und Schönheit umringen, ist das reizende Mädchen doch rein geblieben; ihr rechtschaffenes, arbeitsames Leben könnte als Lehre und Beispiel dienen.

Verdiente nicht dieses Mädchen, wir wollen nicht sagen eine Belohnung, eine Unterstützung, aber einige billigende, ermuthigende freundliche Worte, welche ihr das Bewußtsein ihres Werthes gäben, sie in ihren eigenen Augen erhöheten und selbst für die Zukunft nöthigten, auf demselben Wege zu verharren?

Sie wüßte, daß man ihr mit theilnehmendem schützenden Blicke auf der schwierigen Bahn folgte, auf welcher sie mit so viel Muth und Heiterkeit dahinwandelt;

Sie wüßte, daß, wenn eines Tages Mangel an Arbeit oder Krankheit das Gleichgewicht dieses armen thätigen Lebens zu stören drohete, das ganz auf der Arbeit und der Gesundheit beruht, sie eine kleine Unterstützung finden würde, die sie vollkommen verdiente.

Man wird diese schützende Aufsicht, mit der wir die Personen umgeben sehen möchten, die ihres vortrefflichen Lebens wegen der Theilnahme vorzugsweise würdig sind, für unmöglich erklären.

Die Gesellschaft scheint aber diese Aufgabe bereits gelöset zu haben.

Hat sie nicht die Beaufsichtigung durch die hohe Polizei erdacht zu dem allerdings sehr nützlichen Zwecke, die Lebens-

weise der gefährlichen Personen, die sich als solche bereits erwiesen haben, fortwährend zu controliren?

Warum sollte die Gesellschaft nicht auch eine Beaufsichtigung der Guten ausüben können?

Doch wir kehren aus diesem Utopien zurück zu der Veranlassung des ersten Kummers der Lachtaube.

Die Nachbarn der Grisette hatten, mit Ausnahme Germains, des ernsten rechtlichen jungen Mannes, die originelle Vertraulichkeit und ihre angebotene gute Nachbarschaft zuerst für eine sehr bedeutsame Herausforderung angesehen, zu ihrer Verwunderung und ihrem Verdrusse aber bald anerkennen müssen, daß sie an Lachtaube wohl eine liebenswürdige und heitere Gesellschafterin bei ihrer sonntäglichen Erholung, eine gefällige und gutmüthige Nachbarin, aber keineswegs eine Geliebte finden würden.

Ihre anfangs ziemlich große Verwunderung, ihr großer Verdruß waren sodann allmälig der offenherzigen, reizenden guten Laune des Mädchens gewichen und sodann, wie sie selbst sehr richtig gegen Rudolph bemerkte, stolz darauf geworden, Sonntags ein so hübsches Mädchen am Arme zu haben, das ihnen in mehr als einer Art Ehre machte (über den Schein setzte sich Lachtaube leicht hinweg), das ihnen wenig Aufwand verursachte, durch seine Liebenswürdigkeit das Vergnügen aber mehr als verdoppelte.

Uebrigens war das liebe Mädchen so leicht zufrieden gestellt; an Tagen der Noth kaute sie mit ihren kleinen weißen Zähnen fröhlich und vergnügt auch ein Stück hartes schwarzes Brod und freute sich über eine Promenade auf den Boulevards.

Wenn unsere Leser sich einigermaßen für Lachtaube interessiren, so werden sie gestehen, daß es sehr thöricht oder sehr gefühllos gewesen sein würde, einmal wöchentlich dieses bescheidene Vergnügen einem so anmuthigen Mädchen zu versagen, das übrigens kein Recht hatte eifersüchtig zu sein und deshalb ihre Begleiter auch nicht hinderte, sich bei minder grausamen Schönen schadlos zu halten.

Nur Franz Germain baute keine thörichte Hoffnung auf das vertrauliche Zusammenleben mit dem jungen Mädchen; er errieth, aus Instinct des Herzens oder Scharfsinn, gleich am ersten Tage, wie viel Annehmlichkeiten und Reiz ihm die Freundschaft gewähren müßte, welche ihm Lachtaube antrug.

Was nothwendiger Weise geschehen mußte, geschah.

Germain verliebte sich leidenschaftlich in seine Nachbarin, ohne aber zu wagen, ihr seine Liebe zu gestehen.

Germain hatte, — weit entfernt, seine Vorgänger nachzuahmen, die, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hatten, daß ihre Bemühungen bei Lachtaube vergeblich sein würden, sich durch andere Liebschaften trösteten, trotzdem aber mit ihrer Nachbarin fortwährend im besten Vernehmen standen, — mit innigem Behagen sich an dem freundschaftlichen Verhältnisse ergötzt und nicht blos den Sonntag, sondern auch alle Abende, die ihm frei blieben, bei diesem Mädchen zugebracht. Lachtaube war in allen diesen langen Stunden heiter, lustig, ja ausgelassen gewesen, Germain dagegen glücklich, aufmerksam, ernst, bisweilen sogar etwas traurig.

Diese Traurigkeit war das einzige Unangenehme an ihm, denn sein Benehmen konnte mit der lächerlichen Anmaßung Giraudeau's, des Reisenden, oder mit der lärmenden Excentricität Cabrion's gar nicht verglichen werden; aber Giraudeau gewann durch seine unerschöpfliche Geschwätzigkeit, der Maler durch seine nicht minder unerschöpfliche Heiterkeit den Sieg über Germain, dessen milder Ernst der Nachbarin einigermaßen imponirte.

Lachtaube hatte also bis dahin keinen ihrer drei Anbeter auf eine merkliche Art ausgezeichnet; da es ihr aber an einem gesunden Urtheil nicht fehlte, so fand sie, daß Germain allein alle die Eigenschaften besitze, welche eine verständige Frau glücklich machen können.

Nachdem wir dies vorausgeschickt haben, wollen wir sogleich erzählen, warum Lachtaube betrübt war und warum sie mit ihren Vögeln nicht sang.

Ihr rundes frisches Gesichtchen war etwas blaß geworden; ihre großen schwarzen Augen, die meist von Lust und Fröhlichkeit strahlten, erschienen matter und trüber; aus ihren Zügen sprach eine ungewohnte Abspannung. Sie hatte einen großen Theil der Nacht hindurch gearbeitet.

Von Zeit zu Zeit warf sie einen traurigen Blick auf einen Brief, der aufgeschlagen auf dem Tische neben ihr lag; diesen Brief hatte ihr Germain gesandt und er lautete so:

„Gefängniß der Conciergerie.

„Mademoiselle!

„Sie werden sich die Größe meines Unglückes nach dem „Orte denken können, von dem aus ich Ihnen schreibe. — Ich „bin im Gefängniß als — Dieb. Ich bin schuldig in Aller „Augen und doch wage ich an Sie zu schreiben.

„Es würde mir schrecklich sein, wenn ich glauben müßte, „daß auch Sie mich für einen gesunkenen, verbrecherischen „Menschen hielten. — Ich beschwöre Sie also, verdammen Sie „mich nicht, bevor Sie diesen Brief gelesen haben. — Wenn „Sie mich auch zurückwiesen, würde mich das ganz darnieder„drücken.

„Hören Sie, was geschehen ist.

„Ich wohnte seit einiger Zeit nicht mehr in der Rue du „Temple, wußte aber durch die arme Louise, daß die Familie „Morel, an der wir, Sie und ich, so innigen Antheil nahmen, „in immer schrecklichere Noth gesunken war. Mein Mitleiden „mit diesen armen Leuten hat mich in das Unglück gebracht. — „Zwar bereue ich es nicht, aber mein Schicksal ist doch grausam.

„Gestern war ich bis spät in die Nacht bei Herrn Ferrand „geblieben, um dringende Arbeiten zu beendigen. In dem Zim„mer, in welchem ich arbeitete, befand sich ein Schreibpult, in „welches der Notar jeden Tag das einschloß, was ich gearbeitet „hatte. An jenem Abende kam er mir sehr unruhig und bewegt „vor. „Gehen Sie nicht fort, bis diese Rechnungen in Ord„nung gebracht sind, und legen Sie dieselben in das Pult; ich „lasse Ihnen den Schlüssel da.“ Damit ging er fort.

„Nachdem ich mit meiner Arbeit zu Ende gekommen, zog „ich den Kasten heraus, um die Papiere hineinzulegen; unwill„kührlich fielen meine Augen auf einen offenen Brief, in wel„chem ich den Namen Hieron. Morel sah.

„Ich gestehe, daß ich neugierig genug war, diesen Brief „zu lesen, weil es sich um den unglücklichen Morel handelte; „ich erfuhr auf diese Weise, daß derselbe den nächsten Tag we„gen eines Wechsels von 1300 Frcs. auf Antrieb Ferrand's „verhaftet werden sollte, der ihn unter einem angenommenen „Namen in das Gefängniß bringen lassen wollte.

„Der Brief war von dem Geschäftsagenten des Notars. „Ich kannte die Lage der Familie Morel so genau, daß ich „wohl beurtheilen konnte, welcher fürchterliche Schlag die Ein=

„sperrung des Mannes für sie sein mußte. Ich war eben so „betrübt als unwillig. Leider erblickte ich neben dem Briefe ein „offenes Kästchen mit Gold, 2000 Frcs. In diesem Augen„blicke hörte ich Louise die Treppe herunter kommen; ich nahm, „ohne über die Bedeutung meines Thuns nachzudenken, 1300 „Frcs. von dem daliegenden Gelde, wartete in der Flur auf „Louise, drückte ihr das Geld in die Hand und sagte zu ihr: „„Morgen mit Tagesanbruch soll Ihr Vater verhaftet werden „wegen 1300 Frcs.; hier ist das Geld, retten Sie ihn, sagen „Sie aber nicht, daß Sie das Geld von mir erhalten haben. — „Ferrand ist ein schlechter Mensch.""

„Sie sehen, Mademoiselle, meine Absicht war gut, meine „That aber allerdings schlecht; ich verschweige nichts. Nun „meine Entschuldigung.

„Ich hatte mir die kleine Summe von 1500 Frcs. erspart „und sie einem Bankier übergeben. Vor acht Tagen hatte die„ser mir angezeigt, daß die Zeit, für welche ich ihm das Geld „gegeben, abgelaufen sei und er die Summe für mich bereit „halte, wenn ich sie ihm nicht länger zu lassen gedenke.

„Ich besaß also mehr als ich von dem Notar nahm; ich „konnte am nächsten Tage meine 1500 Frcs. einziehen, aber „der Cassirer des Bankier kam vor Mittag nicht in das Ge„schäft und Morel sollte gleich bei Tagesanbruch verhaftet wer„den, ich mußte diesen also in den Stand setzen, gleich früh be„zahlen zu können, wenn er nicht vor den Augen seiner Frau, „welche dieser Unfall umbringen konnte, verhaftet und fortge„führt werden sollte. Ueberdies hätte der Arme die Kosten der „Verhaftung zu bezahlen gehabt, wenn ich ihn auch später „wieder aus dem Gefängnisse befreit hätte. Sie sehen ein, daß „alle diese Unfälle nicht eintreten konnten, wenn ich die 1300 „Frcs. nahm, welche ich am nächsten Tage wieder hinlegen zu „können glaubte, ehe Ferrand etwas bemerkt. Leider täuschte „ich mich.

„Ich ging von Ferrand fort und dachte nun erst über „meine gefährliche Lage nach; tausend Besorgnisse peinigten „mich; ich kannte die Strenge des Notars; er konnte nach mei„nem Weggehen in dem Pulte nachgesehen und den Dieb„stahl bemerkt haben, denn in seinen, in Aller Augen ist es „ein Diebstahl.

„Diese Gedanken machten mich höchst unglücklich; ob es

„gleich schon spät war, ging ich doch noch zu dem Bankier, um „ihn zu bitten, mir mein Geld sogleich zu übergeben. Ich würde „Gründe für diese ungewöhnliche Bitte angegeben und dann zu „Ferrand zurückgegangen sein, um das dort weggenommene „Geld wieder hinzulegen.

„Leider befand sich der Bankier seit zwei Tagen in Belle- „ville, in einem Landhause, wo er besondere Einrichtungen „treffen ließ; ich erwartete den Tag mit zunehmender Angst und „kam endlich in Belleville an. Alles schien sich gegen mich „verschworen zu haben; der Bankier war eben wieder nach Paris „zurückgekehrt; ich folgte ihm dahin, erhielt endlich mein Geld „und ging zu Ferrand. — Alles war bereits entdeckt.

„Das ist indeß nur ein Theil meines Unglücks; der Notar „beschuldiget mich jetzt, ihm 15,000 Frcs. in Banknoten ge- „stohlen zu haben, die nebst 2000 Frcs. in Gold in dem Pulte „gelegen haben sollen. Es ist dies eine schändliche Anklage, „eine infame Lüge. Ich gestehe die Wegnahme der 1300 Frcs., „schwöre Ihnen aber bei Allem, was heilig ist, daß ich den „zweiten Diebstahl nicht begangen habe. Ich habe keine Bank- „noten in dem Pulte gesehen; es lagen nur 2000 Frcs. in Gold „da, wovon ich die 1300 Frcs. nahm, welche ich zurückgebracht „habe.

„Das ist die Wahrheit, Mademoiselle. Es lastet eine „ungeheure Anklage auf mir, aber Sie müssen wissen, daß ich „unfähig bin zu lügen. — Werden Sie mir glauben? Leider „kann, wie Ferrand zu mir sagte, der, welcher eine kleine Summe „nahm, auch eine größere entwendet haben und seine Worte „verdienen keinen Glauben.

„Ich habe Sie immer so gütig, so aufopfernd für Un- „glückliche gefunden, Mademoiselle; ich weiß, daß Sie so brav „und redlich sind, und wie ich hoffe, wird Sie auch hier bei „der Würdigung der Wahrheit Ihr Herz lenken. — Mehr ver- „lange ich nicht. Schenken Sie meinen Worten Glauben und „Sie werden mich ebenso beklagen wie tadeln, denn, ich wie- „derhole es, meine Absicht war gut; Umstände, die ich unmög- „lich voraussehen konnte, haben mich in das Unglück gestürzt.

„Ach, Mademoiselle, ich bin sehr unglücklich! Wenn Sie „wüßten, unter welchen Menschen ich leben muß bis meine „Sache beendiget ist!

„Gestern brachte man mich an einen Ort, welchen man

„das Depot der Polizeipräfectur nennt. Ich kann Ihnen nicht „sagen, was ich empfand, nachdem ich eine dunkele Treppe hin„aufgegangen und vor einer Thüre mit einem eisernen Pfört„chen ankam, das man öffnete und dann hinter mir wieder „schloß.

„Ich war so aufgeregt, daß ich anfangs gar nichts sah. „Eine warme unangenehm riechende Luft drang mir entgegen; „ich hörte einen großen Lärm von Stimmen untermischt mit „Lachen, Ausdrücken des Zornes und unzüchtigen Gesängen; „unbeweglich blieb ich an der Thüre stehen, blickte auf die stei„nernen Platten des Fußbodens, wagte weder weiter zu gehen „noch die Augen aufzuschlagen und glaubte, daß Jedermann „mich beobachte.

„Man bekümmerte sich nicht um mich; ein Gefangener „mehr oder weniger, ist diesen Leuten sehr gleichgültig. End„lich wagte ich, den Kopf emporzurichten. Mein Gott, welche „häßliche Gesichter! Welche zerlumpte Anzüge! Welcher Schmutz! „Ueberall die äußern Zeichen der Armuth und des Lasters. Es „waren vierzig bis fünfzig Leute da, die auf an den Wänden „befestigten Bänken saßen oder lagen, oder dastanden, Vaga„bunden, Diebe, Mörder, alle, welche die Nacht oder den Tag „über verhaftet worden waren.

„Da sie meine Anwesenheit nicht beachteten, so fand ich „einen traurigen Trost in dem Gedanken: sie fühlten es, daß „ich keiner der ihrigen sei. Einige sahen mich mit frechen spöt„tischen Blicken an und sprachen dann leise unter einander in „einer häßlichen Sprache, die ich nicht verstand. Kurz darauf „schlug mich der Kühnste auf die Achsel und verlangte Geld „von mir zur Bezahlung meines Willkommens.

„Ich gab einige Geldstücke und hoffte, auf diese Weise „wieder Ruhe zu erhalten; aber sie waren damit nicht zufrieden „und verlangten mehr. Ich schlug es ab; da umringten mich „mehrere und überschütteten mich mit Schimpfreden und Dro„hungen; sie wollten sogar über mich herfallen, als zum Glück „ein Aufseher den Lärm hörte und eintrat; ich beklagte mich ge„gen ihn; er verlangte, daß man das Geld zurückgäbe, das ich „hingegeben und sagte, ich würde, wenn ich es verlange, für „eine geringe Summe in die sogenannte Pistole geführt wer„den, d. h. in eine Stube, wo ich allein sein würde. Ich nahm „dieses Anerbieten mit Dank an und verließ diese Banditen

„unter den Drohungen derselben für die Zukunft, denn wir „würden, sagten sie, schon wieder zusammenkommen.

„Der Aufseher brachte mich in meine Zelle, wo ich die „Nacht über blieb.

„Von da aus schreibe ich Ihnen diesen Morgen; nach dem „Verhöre werde ich in ein anderes Gefängniß, La Force, ge„bracht werden, wo ich leider mehrere meiner Gefährten aus „dem Depot wiederzufinden fürchte.

„Der Aufseher, den mein Schmerz und meine Thränen „rührten, hat mir versprochen, Ihnen diesen Brief zuzusenden, „obgleich solche Gefälligkeiten streng verboten sind.

„Ich erwarte eine letzte Gefälligkeit von Ihrer ehemali„gen Freundschaft, wenn Sie sich dieser Freundschaft jetzt nicht „schämen.

„Meine Bitte ist folgende:

„Mit diesem Briefe zugleich werden Sie einen kleinen „Schlüssel und einige Zeilen für den Portier des Hauses erhal„ten, in welchem ich wohnte, Boulevard St. Denis Nr. 11. „Ich zeige ihm an, daß Sie gleich mir selbst über alles verfü„gen können, was mir gehört, und daß er Ihre Befehle aus„zuführen hat. Er wird Sie in mein Zimmer führen. Haben „Sie die Güte, mit dem Schlüssel, den ich Ihnen sende, mei„nen Secretair zu öffnen; Sie werden ein großes Packet mit „verschiedenen Papieren finden, die Sie für mich aufbewahren „mögen; Eines dieser Papiere ist, wie Sie sehen werden, an „Sie selbst adressirt; andere sind in Bezug auf Sie in einer „glücklichen Zeit geschrieben. — Werden Sie nicht bös darüber; „Sie sollten nie etwas davon erfahren.

„Ich bitte Sie auch, das wenige Geld zu nehmen, das „sich in dem Secretair befindet, sowie ein Atlastäschchen, das „ein kleines seidenes Cravattentuch enthält, welches Sie bei „unsrem letzten Sonntagsspaziergange trugen und das Sie mir „an dem Tage gaben, als ich das Haus in der Rue du Tem„ple verließ.

„Ich wünsche auch, daß Sie mit Ausnahme der wenigen „Wäsche, welche Sie mir nach La Force schicken mögen, die „Meubles und die übrigen Habseligkeiten verkaufen, die ich be„sitze. Ob ich freigesprochen, ob ich verurtheilt werde, gebrand-

„markt bin ich doch und muß Paris verlassen. Wohin ich mich „wenden, wovon ich leben werde, das weiß Gott.

„Madame Bouvard, die Trödlerin im Temple, die mir „schon mehrere Gegenstände verkauft und gekauft hat, über„nähme vielleicht Alles; sie ist eine ehrliche Frau; diese Anord„nung würde Ihnen viel Mühe ersparen und ich weiß, wie „kostbar die Zeit für Sie ist.

„Ich habe meine Miethe vorausbezahlt und bitte Sie „also, nur dem Portier eine kleine Gratification zu geben. Ver„zeihen Sie mir, daß ich Sie mit allen diesen Dingen belästige, „aber Sie sind die einzige Person in der Welt, an die ich mich „wenden kann und an die ich mich zu wenden wage.

„Ich hätte diesen Freundschaftsdienst von einem der Schrei„ber Ferrand's verlangen können, der mein Freund ist, aber ich „fürchte sein Ausplaudern in Bezug auf mehrere Papiere; ei„nige derselben betreffen Sie, wie ich schon erwähnt habe; an„dre beziehen sich auf traurige Ereignisse in meinem Leben.

„Glauben Sie mir, Mademoiselle, dieser letzte Beweis „Ihrer ehemaligen Zuneigung wird, wenn Sie mir ihn gewäh„ren, mein einziger Trost in dem großen Unglücke sein, das „mich betroffen hat, und ich hoffe, Sie werden mir ihn nicht „versagen.

„Auch bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen bisweilen „schreiben zu dürfen. Es würde mir so süß, so unschätzbar „sein, die Traurigkeit, die mich niederdrückt, gegen ein wohlwol„lendes Herz aussprechen zu können.

„Ach, ich stehe allein in der Welt; Niemand nimmt An„theil an mir. — Dieses Alleinstehen war mir schon früher „peinlich; bedenken Sie, wie es mich jetzt betrüben muß.

„Und ich bin doch redlich und ehrlich; ich habe das Be„wußtsein, Niemand etwas zu Leide gethan, ja vielmehr immer, „selbst mit Gefahr meines Lebens, meine Abneigung gegen „alles Schlechte bewiesen zu haben, wie Sie aus den Papie„ren ersehen werden, um deren Aufbewahrung ich Sie bitte und „die Sie lesen können. Aber wer wird mir glauben, wenn ich „es sage? Herr Ferrand ist von Jedermann geehrt, sein Ruf „als redlicher Mann steht lange fest, er hat eine begründete „Klage gegen mich und er wird mich zermalmen. Ich ergebe „mich im Voraus in mein Schicksal.

„Wenn Sie mir glauben, Mademoiselle, werden Sie „hoffentlich mich nicht verachten, sondern mich beklagen und „bisweilen an einen aufrichtigen Freund denken. Und wenn „Sie Mitleid mit mir fühlen, setzen Sie vielleicht Ihrem Edel„muthe die Krone auf und kommen einmal, Sonntags, (ach, „welche Erinnerungen weckt dieses Wort!) um mich hier im „Gefängnisse zu besuchen.

„Aber nein — nein, — ich würde es nicht wagen, Sie „an einem solchen Orte wiederzusehen. Freilich — Sie sind so „gut, daß ...

„Ich muß den Brief schließen und ihn so an Sie mit dem „Schlüssel und den Zeilen an den Portier abschicken; der Auf„seher meldet mir, daß ich vor den Richter gebracht werden „soll. — Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Mademoiselle; — „verstoßen Sie mich nicht; — meine einzige Hoffnung sind „Sie, Sie allein!"

„Franz Germain."

„N. S. Wenn Sie mir antworten, schicken Sie Ihren „Brief in das Gefängniß La Force."

Nun kennt man die Ursache des ersten Kummers der Lachtaube.

Ihr treffliches Herz war von einem Unglücke tief ergriffen worden, das sie bis dahin gar nicht geahnet hatte. Sie glaubte unbedingt an die Wahrhaftigkeit der Erzählung Germain's, des unglücklichen Sohnes des Schulmeisters, ja, da sie es mit der Moral nicht so streng nahm, meinte sie sogar, ihr ehemaliger Nachbar übertreibe seine Schuld ungemein. Er hatte, um einen unglücklichen Familienvater zu retten, Geld genommen, das er zurückerstatten konnte und wollte. Diese That war in den Augen des Mädchens eine edle.

Wie es bei den Frauen, namentlich bei den Frauen dieser Klasse häufig vorkommt und natürlich ist, so empfand das Mädchen, das bis dahin für Germain wie für ihre andern Nachbarn nur eine herzliche Freundschaft gefühlt hatte, mit einem Male etwas weit Innigeres.

Sobald sie wußte, daß er unglücklich, ungerecht angeklagt und gefangen war, dachte sie nur an ihn und vergaß seine frühern Nebenbuhler.

Es war noch nicht Liebe, was sie empfand, sondern eine

lebhafte, aufrichtige, mitleidsvolle Zuneigung, ein Gefühl, das für sie neu war, da sich Bitterkeit mit ihm vermischte.

Das war der Gemüthszustand des Mädchens, als Rudolph in das Zimmer trat, nachdem er bescheiden an die Thüre geklopft hatte.

IV.

Freundschaft.

„Guten Tag, Nachbarin," sagte Rudolph zur Lachtaube; „störe ich?"

„Nein, Herr Nachbar; im Gegentheil, es freut mich, Sie zu sehen, da ich sehr traurig bin."

„Ich finde Sie wirklich blaß; Sie scheinen geweint zu haben."

„Freilich habe ich geweint! Ich hatte wohl Ursache dazu. Der arme Germain! Da, lesen Sie." Und Lachtaube gab Rudolph den Brief des Gefangenen. „Kann Einem darüber nicht das Herz brechen? Sie haben mir gesagt, Sie nähmen Antheil an ihm; jetzt ist es Zeit, es zu beweisen," setzte sie hinzu, während Rudolph aufmerksam las. „Will denn der abscheuliche Ferrand Jedermann unglücklich machen! Erst Louise und nun Germain. — Ich bin nicht boshaft, aber ich würde mich doch freuen, wenn dem Notar etwas recht Schlimmes begegnete. Einen so braven jungen Mann zu beschuldigen, 15,000 Frcs. gestohlen zu haben! — Germain, der die Ehrlichkeit selbst, so ordentlich, so sanft, so traurig ist! Und nun ist er im Gefängnisse unter allen den Bösewichtern! Ach, Herr Rudolph, heute zum ersten Male sehe ich ein, daß doch nicht alles rosenfarben im Leben ist —"

„Was gedenken Sie zu thun, Nachbarin?"

„Was ich zu thun gedenke? — Alles, was Germain von mir verlangt und zwar sobald als möglich. Ich würde schon fortgegangen sein, wenn die Arbeit da nicht so dringend wäre. Ich werde diese sogleich in die Rue St. Honoré tragen und dabei

in die Wohnung Germain's gehen, um die Papiere zu holen, die er erwähnt. Ich habe einen Theil der Nacht hindurch gearbeitet, um einige Stunden früher fertig zu werden. Ich werde soviel zu thun haben, daß ich mich mit meiner Arbeit einrichten muß. — Madame Morel wünscht auch, ich möchte Louise in ihrem Gefängnisse besuchen; das wird sehr schwer sein, indeß — ich will es versuchen. Leider weiß ich nicht einmal, an wen ich mich zu wenden habe."

„Ich habe daran gedacht —"

„Sie, Nachbar?"

„Da ist ein Erlaubnißschein."

„Welches Glück! Können Sie mir nicht auch einen für das Gefängniß des unglücklichen Germain verschaffen? Das würde ihm viel Freude machen."

„Ich werde Ihnen auch die Mittel verschaffen, Germain zu sehen."

„O, ich danke Ihnen, Herr Rudolph."

„Werden Sie sich nicht schämen, in sein Gefängniß zu gehen?"

„Das erste Mal wird mir das Herz freilich sehr klopfen, aber gleichviel! War Germain, als er noch glücklich, nicht auch stets bereit, allen meinen Wünschen zuvorzukommen? mich in das Theater oder auf die Promenade zu begleiten? mir Abends vorzulesen, mein Stübchen zu bohnen? Jetzt ist er im Unglück und die Reihe hat mich getroffen. Ich armes Ding kann freilich nicht viel thun, ich weiß es, aber was ich thun kann, werde ich thun, darauf kann er rechnen. Er soll sehen, daß ich eine gute Freundin bin. Nur etwas thut mir leid, Herr Rudolph, — sein Mißtrauen. Hält er mich nicht für fähig, ihn zu verachten, mich! Ich frage Sie, warum? Der alte Geizhals von Notar beschuldiget ihn, gestohlen zu haben; — was geht das mich an? ich weiß doch, daß es nicht wahr ist. Wenn mir es auch der Brief Germain's nicht sonnenklar bewiesen hätte, daß er unschuldig ist, ich würde ihn doch nicht für schuldig gehalten haben. Man braucht ihn ja nur anzusehen, ihn zu kennen, um zu wissen, daß er einer schlechten Handlung nicht fähig ist. Man müßte so schlecht sein wie der Herr Ferrand, wenn man solche Lügen behaupten wollte."

„Bravo, Nachbarin. Ihr edler Unwille gefällt mir."

„Sehen Sie, ich möchte ein Mann sein, um zu dem Notar hingehen und sagen zu können: „Sie behaupten, Germain habe Sie bestohlen; da haben Sie etwas, alter Lügner; das wird er Ihnen nicht stehlen." Und Plautz! Plautz! würde ich auf ihn losschlagen."

„Sie haben eine sehr rasche Justiz," sagte Rudolph, der über die Ereiferung des Mädchens lächelte.

„Ja, aber das empört auch und, wie Germain in seinem Briefe sagt, Jedermann wird dem Alten glauben, weil er reich und angesehen ist, weil Germain ein armer junger Mensch ohne Schutz ist, — Sie müßten ihm denn zu Hülfe kommen, Herr Rudolph, da Sie so wohlthätige Personen kennen. Läßt sich denn nichts für ihn thun?"

„Man muß seinen Prozeß abwarten. — Ist er einmal freigesprochen, was, wie ich glaube, geschieht, so wird er viele Beweise von Theilnahme finden. Aber, hören Sie, Nachbarin, ich weiß aus Erfahrung, daß man auf Ihre Verschwiegenheit rechnen kann —"

„Ja, Herr Rudolph, ich bin nie geschwätzig gewesen —"

„Nun, es darf Niemand wissen, auch Germain darf es nicht erfahren, daß Personen über ihn wachen, denn er hat Freunde —"

„Wahrhaftig?"

„Sehr mächtige und sehr aufopfernde Freunde."

„Das würde ihm Muth machen, wenn er es wüßte —"

„Ohne Zweifel, aber es würde ihm vielleicht auch zum Nachtheile sein. — Herr Ferrand wäre gewiß mehr auf seiner Hut, sein Mißtrauen würde rege werden und es könnte, da er sehr schlau ist, schwierig sein, an ihn zu kommen, was sehr zu bedauern wäre, denn es muß nicht blos die Unschuld Germain's anerkannt sein, dem Verläumder muß auch die Maske abgerissen werden."

„Ich verstehe, Herr Rudolph —"

„Eben so ist es mit Louisen; ich brachte Ihnen diesen Erlaubnißschein, sie zu besuchen, damit Sie die Arme bitten sollten, gegen Niemanden Das zu erwähnen, was sie mir entdeckt hat. — Sie wird später erfahren, warum —"

„Das genügt, Herr Rudolph."

„Mit einem Worte, Louise darf sich in dem Gefängnisse

über die Schlechtigkeit ihres Herrn nicht beklagen, das ist von großer Wichtigkeit; dagegen darf sie einem Advokaten nichts verheimlichen, den ich ihr schicken werde, damit er sich wegen ihrer Vertheidigung mit ihr verständige. Sagen Sie ihr dies."

„Ich werde nichts vergessen, Herr Nachbar, ich habe ein gutes Gedächtniß. — Aber wie gut, wie edel Sie sind! Kaum ist Jemand in Noth, so sind Sie auch bei ihm."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, liebe Nachbarin, daß ich nur ein armer Commis bin; wenn ich aber bei meinem Herumschlendern brave Leute finde, die Schutz verdienen, so melde ich es einer wohlthätigen Person, die mir großes Vertrauen schenkt und sie dann unterstützt —"

„Und wo wohnen Sie jetzt, da Sie Ihr Zimmer an die Familie Morel abgetreten haben —"

„Ich habe mir eine meublirte Wohnung genommen —"

„Das wäre mir sehr zuwider; wenn man da ist, wo schon Viele waren, so ist es, als wäre man mit Vielen zusammen."

„Ich schlafe nur dort und dann —"

„Das ist freilich minder unangenehm... Aber wie steht es nun mit uns, Herr Rudolph! Mein Stübchen machte mich so glücklich; ich hatte mir ein so ruhiges Leben geschaffen, daß ich es nicht für möglich hielt, einmal von Kummer gequält zu werden und nun sehen Sie mich an! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich das Unglück Germain's erschüttert hat. Ich habe die Morels und Andere gesehen, die sehr zu beklagen waren, aber Armuth ist Armuth; bei armen Leuten erwartet man das, wird nicht überrascht und steht einander bei, wie es eben gehen will. Heute Der, morgen Jener. Sich selbst bringt man mit Muth und heiterm Sinne schon durch; aber einen armen jungen Mann, der brav und gut ist, der lange unser Freund war, des Diebstahls beschuldiget zu sehen, ihn im Gefängnisse zu wissen, unter Bösewichtern, — ach, Herr Rudolph, da geht mir die Kraft aus, das ist ein Unglück, an das ich nicht gedacht hatte —" Und die großen Augen des Mädchens füllten sich mit Thränen.

„Muth! Muth! Ihr heiterer Sinn wird zurückkehren, sobald Ihr Freund freigesprochen ist —"

„Und freigesprochen muß er werden! Man braucht den Richtern nur den Brief vorzulesen, den er mir geschrieben hat, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Allerdings, dieser einfache und rührende Brief trägt alle Zeichen der Wahrheit an sich; Sie werden mich wohl eine Abschrift davon nehmen lassen müssen; es dürfte zur Vertheidigung Germain's nöthig werden."

„Gewiß, Herr Rudolph. — Wenn ich nicht gar zu schlecht schriebe trotz dem Unterrichte, den mir der gute Germain gegeben hat, so würde ich mich erbieten, ihn abzuschreiben, aber..."

„Ich werde Sie nur bitten, mir den Brief bis morgen anzuvertrauen —"

„Da ist er, Herr Nachbar; aber Sie nehmen ihn recht in Acht, nicht wahr? Ich habe alle Liebesbriefe verbrannt, welche mir Cabrion und Giraudeau im Anfange unserer Bekanntschaft schrieben, als sie glaubten, ihre Schmeicheleien würden Eindruck auf mich machen; aber diesen armen Brief von Germain werde ich sorgfältig aufbewahren, und die andern auch, wenn er mir wieder schreibt; denn, nicht wahr, Herr Rudolph, es ist ein Beweis zu meinen Gunsten, daß er diese kleinen Gefälligkeiten von mir verlangt?"

„Allerdings; das beweist, daß Sie die beste Freundin sind, die man sich wünschen kann. — Aber da fällt mir etwas ein; soll ich Sie in die Wohnung Germain's begleiten?"

„Mit Vergnügen, Herr Nachbar. Es wird dunkel und Abends bin ich nicht gern allein auf der Straße. Aber ich habe meine Arbeit bis fast an das Palais Royal zu tragen; der weite Weg könnte Sie ermüden und langweilen."

„Keineswegs; wir nehmen einen Fiacre."

„Wirklich! Ach, wie würde ich mich freuen, im Fiacre zu fahren, wenn ich nicht so traurig wäre! Und ich muß recht traurig sein, denn heute zum ersten Male, seit ich hier bin, habe ich den ganzen Tag nicht gesungen. — Meine Vögel sind ganz verdutzt darüber, die armen kleinen Thiere, sie wissen nicht, was das bedeutet; der eine, Papa Cretu, sang ein paarmal, um mich herauszufordern; ich wollte ihm antworten, aber — nach einer Minute fing ich an zu weinen. Da fing der andere an, Ramonette, aber ich konnte nicht singen —"

„Welche seltsame Namen haben Sie Ihren Vögeln gegeben! Papa Cretu? Ramonette?"

„Meine Vögel erheitern mich in meiner Einsamkeit; sie sind meine besten Freunde und ich habe sie wie die braven Leute genannt, welche die Freude meiner Jugend und meine besten

Freunde waren, ungerechnet, daß Papa Cretu und Ramonette auch lustig waren und sangen wie die Vögel des lieben Gottes."

„Ah — jetzt erinnere ich mich, — Ihre Adoptivältern hießen so — "

„Ja, Nachbar; diese Namen sind für Vögel lächerlich, ich weiß es, aber das ist doch nur meine Sache. — Auch daran habe ich gesehen, daß Germain ein gutes Herz hat — "

„Wie so?"

„Gewiß. Giraudeau und Cabrion, besonders Cabrion, machten immer Späße über die Namen meiner Vögel. — Er trieb es so arg, daß ich zwei Sonntage mit ihm nicht ausgehen mochte, auch sagte ich ihm sehr ernst, daß wenn er seine Spöttereien wieder anfange, die mir wehe thäten, wir niemals wieder mit einander ausgehen würden."

„Welch muthiger Entschluß!"

„Es kam mir schwer an, da ich auf den Sonntag immer warte wie auf den Messias; es that mir sehr leid, bei prächtigem Wetter allein zu bleiben, aber ich opferte doch lieber meinen Sonntag, als daß ich noch länger von Cabrion das verspotten hörte, was ich achtete. Ich hätte freilich meinen Vögeln gern andere Namen gegeben, wenn ich nicht einen besondern Gedanken dabei gehabt; der Name Colibri z. B. gefällt mir außerordentlich; aber ich habe ihn mir versagt, weil ich die Vögel nie anders nennen werde, als Papa Cretu und Ramonette; es würde ja scheinen, als hätte ich meine guten Adoptivältern vergessen, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Sie haben Recht, vollkommen Recht. — Und Germain spottete über diese Namen nicht?"

„Im Gegentheil. — Nur das erste Mal kamen sie ihm lächerlich vor wie Jedermann; aber als ich ihm den Grund davon gesagt, wie ich ihn auch Cabrion gesagt hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. — Von diesem Tage an dachte ich immer: Germain hat ein recht gutes Herz; nur seine Traurigkeit ist sein Fehler. Und sehen Sie, Herr Rudolph, es hat mir Unglück gebracht, ihm seine Traurigkeit vorgeworfen zu haben. — Damals konnte ich mir es nicht denken, daß man traurig sein könnte; jetzt sehe ich es nur zu gut ein. — Aber, da bin ich mit meinem Packet fertig; wollen Sie mir meinen Shawl geben, Herr Nachbar? es ist nicht so kalt, daß man den Mantel umnehmen muß, nicht wahr?"

„Wir setzen uns in einen Wagen und ich bringe Sie wieder zurück —"

„Wir werden dann schneller zurückkommen und ich büße nicht so viel Zeit ein."

„Aber ich habe vergessen, — Ihre Arbeit wird darunter leiden, wenn Sie Besuche in den Gefängnissen machen —"

„Ach nein, nein, — ich habe schon daran gedacht. — Erstlich habe ich die Sonntage für mich; an diesen werde ich Louise und Germain besuchen, das wird mein Spaziergang und meine Zerstreuung sein und dann gehe ich in der Woche ein paarmal in das Gefängniß; jeder Besuch wird mir drei Stunden kosten, nicht wahr? Um das wieder einzubringen, arbeite ich jeden Tag eine Stunde länger, lege mich um zwölf Uhr nieder statt um elf, dabei gewinne ich sieben oder acht Stunden wöchentlich. — Sie sehen, ich bin reicher als ich scheine," setzte das Mädchen lächelnd hinzu.

„Und Sie fürchten nicht, dadurch ermattet zu werden?"

„Ach, ich werde mich daran gewöhnen; man gewöhnt sich an alles, und dann bleibt es ja nicht immer so —"

„Da ist der Shawl, Nachbarin. — Ich werde nicht so unartig sein wie gestern, mit meinen Lippen nicht wieder zu nahe an den reizenden Nacken kommen —"

„Ach, Nachbar, gestern war gestern, da konnte man lachen, heute ist es etwas anderes ... Stechen Sie mich nicht!"

„Die Nadel hat sich gebogen."

„So nehmen Sie eine andere —, da von dem Nadelkissen. — Ach, ich vergaß, wollen Sie mir einen Gefallen thun, Herr Nachbar?"

„Befehlen Sie, schöne Nachbarin."

„Schneiden Sie mir eine gute Feder, recht dick, damit ich, wenn ich nach Hause komme, dem armen Germain schreiben kann, wie ich seine Aufträge besorgt habe ... Mein Brief wird morgen zeitig im Gefängnisse sein und ihn beim Erwachen erfreuen."

„Wo haben Sie Ihre Federn?"

„Da auf dem Tische. — Das Federmesser liegt im Tischkasten. — Warten Sie, ich will Ihnen ein Licht anzünden, denn es fängt an dunkel zu werden."

„Es wird mich nicht hindern, die Feder zu schneiden."

„Ich muß auch mein Häubchen feststecken."

Lachtaube zündete ein Kerzenstückchen auf einem blanken Leuchter an.

„Nachbarin, Wachslicht? Welcher Luxus!"

„O, bei dem Wenigen, das ich brenne, kostet es eine Idee mehr als Talglicht und ist doch reinlicher."

„Nicht theurer?"

„Nein. Ich kaufe diese Wachslichtstücke nach dem Pfunde und an einem halben Pfunde habe ich fast ein ganzes Jahr lang."

„Aber," sagte Rudolph, indem er sorgfältig die Feder schnitt, während das Mädchen vor dem Spiegel das Häubchen aufsetzte und zuband, „ich sehe keine Anstalten zu Ihrem Abendessen."

„Ich habe keinen Hunger. — Ich trank diesen Morgen eine Tasse Milch und trinke den Abend wieder eine mit ein wenig Brod und bin zufrieden."

„Wollen Sie, ohne Umstände, mit mir essen, wenn wir von Germain kommen?"

„Ich danke, Herr Nachbar, das Herz ist mir zu schwer; ein anderes Mal mit Vergnügen. — Abends vor dem Tage, an welchem der arme Germain aus dem Gefängnisse entlassen wird, lade ich mich ein und nachher begleiten Sie mich in das Theater, ja?"

„Gern, liebe Nachbarin, und ich werde es nicht vergessen. — Heute schlagen Sie mir meine Einladung ab?"

„Ja, Herr Rudolph, ich würde eine schlechte, verdrüßliche Gesellschafterin sein, ungerechnet, daß es mich viel Zeit kostete. — Bedenken Sie doch — jetzt darf ich gar nicht faul sein —"

„Nun, so entsage ich diesem Vergnügen — für heute."

„Nun gehen Sie voraus, Nachbar, ich werde die Thüre zuschließen."

„Da haben Sie eine vortreffliche Feder und nun geben Sie mir das Packet."

„Zerdrücken Sie es nicht..., es ist Pour de Soie, das behält die Falten — tragen Sie es — so — in der Hand, ganz leicht. — Nun gehen Sie, ich werde leuchten —"

Rudolph ging die Treppe hinab, während Lachtaube mit dem Lichte vorausging.

In dem Augenblicke, als sie beide an der Wohnung des Portiers vorbeikamen, sahen sie Pipelet, der mit schlaff herab=

hängenden Armen aus der Hausflur ihnen entgegenschritt; in der einen Hand hielt er das Schild, welches dem Publicum anzeigte, daß er Cabrions Freund sei, in der andern das Portrait des Malers.

Die Verzweiflung Alfred's war so gewaltig, daß sein Kinn die Brust berührte und man von dem Kopf nichts als den breiten Boden des Hutes sah.

Bald darauf erschien Anastasia auf der Schwelle ihrer Stube und rief bei dem Anblicke ihres Mannes aus:

„Nun, lieber Alter, da bist Du ja! Was hat der Commissär gesagt? Alfred! Alfred! so paß doch auf, Du wirst mit dem Kopfe an unsern allerbesten Miether anrennen! Nehmen Sie's nicht übel, Herr Rudolph, der vermaledeite Cabrion bringt ihn immer weiter herunter! Alfred, so antworte doch!"

Pipelet richtete den Kopf empor, als er diese seinem Herzen so theure Stimme hörte; in seinen Zügen lag die tiefste Trauer.

„Was hat der Commissär zu Dir gesagt?" wiederholte Anastasia.

„Anastasia, wir müssen das Wenige zusammennehmen, das wir besitzen, unsre Freunde an unser Herz drücken, unsre Sieben-Sachen zusammenpacken und auswandern — aus Paris, aus Frankreich — aus meinem schönen Frankreich, denn der Unmensch, der nun sicher vor Strafe ist, wird mich verfolgen, in allen Departements des Königreichs."

„Was? Der Commissär —?"

„Der Commissär!" rief Pipelet im höchsten Unwillen aus; „der Commissär! Er hat mir in das Gesicht gelacht."

„Dir? einem Manne von Deinem Alter, der so achtbar aussieht, daß man Dich für blitzdumm halten könnte, wenn Deine Tugenden nicht bekannt wären?"

„Nun trotzdem hat mir dieser Beamte geantwortet, nachdem ich ehrerbietig einen Haufen von Klagen und Beschwerden gegen den teuflischen Cabrion vor ihm niedergelegt, nachdem er lachend, ja lachend, mit unanständigem Lachen das Schild und das Portrait angesehen, die ich als Beweis mitgenommen, hat er mir geantwortet, sage ich: „Mein lieber Mann, der Cabrion ist ein närrischer Kauz, ein Spaßvogel, — achten Sie auf seine Späße nicht. — Ich rathe Ihnen, lachen Sie darüber; Sie haben ja Ursache dazu." — „Lachen, Herr," rief ich aus,

„lachen soll ich? während der Gram an mir nagt, während der Mensch mein ganzes Leben vergiftet, mich öffentlich aushängt, mich um den Verstand bringt — Ich verlange, daß man ihn einsperre, verbanne, — wenigstens aus meiner Straße." Bei diesen Worten lachte der Commissär wieder und wies mir sehr artig die Thüre. Ich verstand diesen Wink und da bin ich —"

„Ein Beamter will er sein!" rief Frau Pipelet aus.

„Alles ist vorbei, Anastasia, alles ist vorbei; keine Hoffnung mehr! Es giebt keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich, — ich werde schändlich geopfert."

Pipelet warf, statt aller weitern Worte, das Schild und das Portrait mit aller Kraft in der Hausflur hin.

Rudolph und Lachtaube hatten im Dunkel über die Verzweiflung des Pipelet ein wenig gelacht.

Nachdem „der König der Miether" dem unglücklichen Alfred einige Worte des Trostes zugesprochen hatte, den auch Anastasia zu beruhigen suchte, verließ er das Haus in der Rue du Temple mit seiner Begleiterin, mit der er in einen Fiacre stieg, um sich in die Wohnung des Franz Germain zu begeben.

V.

Das Testament.

Franz Germain wohnte auf dem Boulevard Saint Denis Nr. 11. Wir erinnern den Leser daran, der es ohne Zweifel vergessen hat, daß Madame Mathieu, die Diamantenmäklerin, von der wir schon gesprochen haben, in demselben Hause wohnte.

Auf dem langen Wege von der Rue du Temple bis zur Rue St. Honoré, wo die Frau wohnte, für welche Lachtaube arbeitete und der sie zuerst die fertige Arbeit übergeben wollte, konnte Rudolph den vortrefflichen Character des Mädchens noch besser kennen lernen. Wie alle gutmüthigen Menschen fühlte sie es gar nicht, wie edel sie handelte; im Gegentheil, das, was sie that, kam ihr ganz natürlich vor.

Es würde für Rudolph sehr leicht gewesen sein, die Gegenwart und Zukunft des Mädchens zu sichern und sie so in den

Stand zu setzen, Louise und Germain in dem Gefängnisse zu trösten, ohne nöthig zu haben, auf die Zeit zu achten, welche ihr diese Besuche kosteten und ihrer Arbeit entzogen; aber der Fürst fürchtete, das Verdienst der Aufopferung des Mädchens zu schwächen, wenn er ihr dieselbe zu leicht mache. Ob er gleich entschlossen war, die vortrefflichen, seltenen Eigenschaften zu belohnen, die er an ihr gefunden hatte, so wollte er sie doch auch in dieser neuen und interessanten Prüfung bis zu Ende beobachten.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß Rudolph der Armen sogleich beigestanden haben würde, wenn die Gesundheit derselben bei der vermehrten Arbeit im geringsten leiden sollte, die sie entschlossen übernahm, um jede Woche der Tochter des Steinschneiders und dem Sohne des Schulmeisters einige Stunden widmen zu können.

Er beobachtete mit eben so großer Freude als Rührung das von Natur so glückliche, an Kummer so wenig gewöhnte Mädchen.

Nach einer Stunde etwa hielt der Fiacre auf dem Boulevard St. Denis vor Nr. 11, einem Hause von bescheidenem Aussehen.

Rudolph war seiner Begleiterin bei dem Aussteigen behilflich. Das Mädchen ging zu dem Portier und theilte ihm die Absichten Germains mit, ohne die versprochene Gratification zu vergessen. Der Sohn des Schulmeisters war überall geliebt. Der Portier des Hauses Nr. 11 vernahm deshalb mit Bestürzung, daß er einen so rechtlichen und ruhigen Abmiether verlieren solle.

Lachtaube hatte ein Licht erhalten und kehrte zu ihrem Begleiter zurück, da der Portier erst später hinauf kommen sollte, um die letzten Anweisungen zu erhalten.

Das Zimmer Germain's befand sich im vierten Stockwerke. Vor der Thüre sagte Lachtaube zu Rudolph, indem sie ihm den Schlüssel gab:

„Nachbar ... schließen Sie auf; mir zittert die Hand zu sehr. — Sie werden über mich spotten, aber wenn ich bedenke, daß der arme Germain nie wieder hierherkommen wird, ist es mir, als träte ich in das Zimmer eines Todten."

„Wer wird solche Gedanken haben, Nachbarin!"

„Es ist nicht Recht von mir, ich weiß es, aber ich kann nicht anders —"

Und sie wischte eine Thräne ab.

Rudolph war zwar nicht so bewegt wie seine Nachbarin, er empfand aber doch auch einen peinlichen Eindruck, als er in das bescheidene Stübchen trat.

Da er wußte, mit welchen abscheulichen Zumuthungen die Mitschuldigen des Schulmeisters Germain verfolgt hatten und vielleicht noch verfolgten, so konnte er sich recht wohl vorstellen, welche traurige Stunden der Unglückliche in dieser Einsamkeit wohl verbracht haben mochte.

Lachtaube stellte das Licht auf einen Tisch.

Das Meublement des Zimmers war höchst einfach und bestand in einem Bett, einer Commode, einem Secretair von Nußbaumholz, vier Strohstühlen und einem Tische; Vorhänge von weißem baumwollenem Zeuge drapirten die Fenster und den Alcoven; statt aller Verzierung sah man auf dem Kamine eine Wasserflasche und ein Glas.

An dem Zustande des Bettes sah man, daß Germain nur einige Augenblicke angekleidet in der Nacht vor seiner Verhaftung darauf gelegen hatte.

„Armer Germain!" rief das Mädchen aus, indem sie das Zimmer theilnehmend musterte; „man sieht es wohl, daß er seine Nachbarin nicht mehr hatte. Es herrscht wohl Ordnung da, aber die rechte Aufmerksamkeit fehlt; überall liegt Staub; die Vorhänge sind verräuchert, die Fensterscheiben bleich geworden und der Fußboden ist nicht gebohnt. Wie anders, wie schöner und heiterer in der Rue du Temple! Da blitzte und funkelte alles wie bei mir."

„Da waren aber auch Sie, um ihm mit Ihrem Rathe beizustehen."

„Sehen Sie," fuhr Lachtaube fort, indem sie auf das Bett zeigte; „er hat die Nacht nicht geschlafen, so unruhig ist er gewesen. — Da hat er ein Taschentuch liegen lassen; es ist noch feucht von Thränen. Man sieht es." Sie nahm es und setzte hinzu: „Germain hat ein kleines orange seidenes Cravattentuch behalten, das ich ihm gab, als wir glücklich waren, ich werde das Taschentuch behalten zur Erinnerung an sein Unglück. — Er wird gewiß nicht bös darüber —"

„Im Gegentheil, er wird sich über diesen Beweis Ihrer Liebe freuen.“

„Nun zu ernsten Dingen. — Ich werde gleich die Wäsche zusammenpacken, die ich in der Commode finde, um sie ihm in das Gefängniß zu bringen; das Uebrige mag die Mutter Bouvard nehmen, die ich morgen herschicken werde. — Zuerst will ich aber den Secretair aufschließen, um die Papiere und das Geld zu nehmen, das ich ihm aufheben soll.“

„Jetzt fällt mir ein,“ sagte Rudolph, „Louise Morel hat mir gestern die 1300 Frcs. in Gold übergeben, die Germain ihr gegeben hatte, um damit die Schuld des Steinschneiders zu tilgen, welche ich schon bezahlt hatte; ich habe das Geld, es gehört Germain, da er den Notar wiederbezahlt hat; ich werde es Ihnen übergeben und Sie legen es zu dem übrigen.“

„Wie Sie wollen, Herr Rudolph, aber ich möchte beinahe eine so große Summe nicht bei mir haben; es giebt jetzt so viele Diebe. — Papiere — ja, da ist nichts zu fürchten; Geld ist gefährlich.“

„Sie haben vielleicht Recht, Nachbarin; soll ich das Geld behalten? Wenn Germain etwas braucht, so melden Sie mir es sogleich; ich werde Ihnen meine Adresse übergeben und Ihnen schicken, was er verlangt.“

„Ich wagte nicht, Sie um diese Gefälligkeit für uns zu bitten; so ist es besser und ich werde Ihnen auch übergeben, was wir für die Meubles erhalten. Nun die Papiere!“ sagte das Mädchen, indem sie den Secretair und drei Kästchen öffnete. „Ach, mein Gott, Herr Rudolph, wie traurig das ist, was er da geschrieben hat.“

Und sie las mit bewegter Stimme:

„Im Fall ich eines gewaltsamen Todes oder sonst sterbe, bitte ich die Person, welche diesen Secretair öffnet, diese Papiere zu Mademoiselle Lachtaube, Näherin, Rue du Temple Nr. 17 zu tragen.“

„Kann ich das Couvert abnehmen, Herr Rudolph?“

„Ohne Zweifel. Hat Ihnen Germain nicht geschrieben, es befinde sich unter den Papieren darin ein Brief an Sie?“

Das Mädchen erbrach also das Siegel. Es befanden sich mehrere Papiere in dem Couvert; eines hatte die Aufschrift: An Mademoiselle Lachtaube und enthielt die Worte:

„Mademoiselle, wenn Sie diesen Brief lesen, werde ich „nicht mehr sein. Wenn ich, wie ich fürchte, eines gewaltsa„men Todes sterbe, indem ich in einen Hinterhalt falle gleich „dem, welchem ich kürzlich entgangen bin, so werden einige „Bemerkungen, die unter dem Titel: Notizen über mein Leben, „beigefügt sind, auf die Spur meiner Mörder führen können."

„Ach, Herr Rudolph," unterbrach sich Lachtaube, „nun wundere ich mich nicht mehr, daß er so traurig war. Der arme Germain! Immer von solchen Gedanken verfolgt!"

„Ja, er mußte sehr betrübt sein; aber seine schlimmsten Tage sind vorüber, glauben Sie mir —"

„Ich wünsche es, Herr Rudolph; aber im Gefängnisse, des Diebstahls beschuldiget ...!"

„Beruhigen Sie sich; ist erst seine Unschuld anerkannt, so wird er nicht mehr allein sein, sondern — Freunde finden, — Sie, dann eine geliebte Mutter, von der er seit seiner Kindheit getrennt ist."

„Seine Mutter? Er hat noch seine Mutter?"

„Ja. — Sie hielt ihn für verloren. — Denken Sie sich ihre Freude, wenn sie ihn wiedersehen wird — aber freigesprochen von der unwürdigen Anklage, die gegen ihn erhoben ist! Ich hatte also wohl Recht, als ich Ihnen sagte, seine schlimmsten Tage wären vorüber. — Sprechen Sie aber nicht von seiner Mutter mit ihm. Ich vertraue Ihnen dieses Geheimniß an, weil Sie so innigen Antheil an ihm nehmen, daß ich Sie wenigstens über seine Zukunft beruhigen muß."

„Ich danke Ihnen, Herr Rudolph. — Sie können unbesorgt sein, ich werde Ihr Geheimniß bewahren —"

Und sie las weiter in dem Briefe Germain's:

„Wenn Sie einen Blick in diese Bemerkungen thun wol„len, werden Sie finden, daß ich mein ganzes Leben hindurch „recht unglücklich gewesen bin — ausgenommen in der Zeit, „welche ich bei Ihnen verbrachte. — Was ich Ihnen nie zu „sagen gewagt haben würde, werden Sie in einer Art Tagebuch „finden, das heißt: meine einzigen glücklichen Tage...

„Fast jeden Abend, nachdem ich Sie verlassen, schrieb ich „so die tröstenden Gedanken nieder, die Ihre Zuneigung mir „einflößte und die allein das Bittere in meinem Leben versüß„ten. Was bei Ihnen Freundschaft war, war bei mir Liebe. — „Ich habe es Ihnen verschwiegen, daß ich Sie so liebte, bis

„zu dem Augenblicke, wo ich für Sie nur noch eine traurige „Erinnerung bin. Mein Schicksal war ein so unglückliches, „daß ich nie von diesem Gefühle gegen Sie gesprochen haben „würde; es würde Ihnen Unglück gebracht haben, obwohl es „tief und aufrichtig war.

„Es bleibt mir nur noch ein einziger Wunsch auszuspre„chen übrig und ich hoffe, Sie werden ihn erfüllen.

„Ich habe gesehen, mit welchem bewunderswürdigen „Muthe Sie arbeiten und wie viel Ordnung, wie viel Klug„heit dazu gehört, damit Sie von dem Wenigen leben können, „was Sie so mühsam verdienen; oft habe ich, ohne daß ich es „Ihnen sagte, bei dem Gedanken gezittert, eine Krankheit, viel„leicht die Folge übermäßiger Arbeit, könnte Sie in eine Lage „versetzen, die so schrecklich sein würde, daß ich ohne Beben „nicht daran denken kann. Mir gewährt es einen süßen Trost, „daß ich Ihnen wenigstens einen großen Theil der Pein erspa„ren kann und vielleicht — Noth, die Ihre sorglose Jugend „zum Glück nicht ahnt."

— „Was will er damit sagen, Herr Rudolph?" fragte das Mädchen verwundert.

— „Lesen Sie nur weiter, — wir werden ja sehen —"

„Ich weiß, von wie Wenigem Sie leben und wie nützlich „es Ihnen sein würde, wenn Sie in schlimmer Zeit auch nur „eine sehr bescheidene Summe hätten; ich bin zwar arm, aber „ich habe mir 1500 Frcs. erspart, die bei einem Bankier ange„legt sind; es ist dies alles, was ich besitze. In meinem Te„stamente, das Sie hier finden werden, vermache ich Ihnen „das Geld; nehmen Sie es an von einem Freunde, von einem „guten Bruder — der nicht mehr ist."

„Ach, Herr Rudolph!" sagte Lachtaube, der die Thränen über die Wangen strömten, während sie den Brief dem Fürsten gab; „das schmerzt mich zu sehr. Der gute Germain! So an meine Zukunft zu denken! Ach, welches Herz, guter Gott! welches vortreffliche Herz!"

„Ein würdiger braver junger Mann!" entgegnete Rudolph bewegt. „Aber beruhigen Sie sich, mein Kind; Germain ist, Gott sei Dank! nicht todt und das Testament dient nur dazu, Ihnen zu beweisen, wie sehr er Sie liebte, wie sehr er Sie liebt..."

„Und ich habe nichts geahnt, Herr Rudolph!" fuhr das

Mädchen fort, indem sie die Thränen trocknete. „Im Anfange unserer Nachbarschaft sprachen Giraudeau und Cabrion immer von ihrer glühenden Leidenschaft, wie sie sich ausdrückten; da sie aber sahen, daß dies zu nichts führte, hörten sie bald auf. Germain dagegen hat nie von seiner Liebe gesprochen. Als ich ihm vorschlug, wir wollten gute Freunde sein, ging er gleich darauf ein und seitdem haben wir in inniger Freundschaft gelebt —, aber, jetzt kann ich es Ihnen gestehen, Herr Rudolph, ich war nicht bös, daß Germain nicht zu mir sagte wie die Andern, er liebe mich —"

„Aber — Sie wunderten sich doch darüber?"

„Ja, Herr Rudolph; ich glaubte, seine Traurigkeit mache ihn so —"

„Und Ihnen war diese Traurigkeit — ein wenig unangenehm?"

„Sie war sein einziger Fehler," sagte das Mädchen aufrichtig; „jetzt entschuldige ich ihn und mache mir sogar Vorwürfe —"

„Zuerst weil Sie wissen, daß er leider viele Ursachen zur Traurigkeit hatte, und dann vielleicht, weil Sie nun überzeugt sind, daß er Sie trotz seiner Traurigkeit liebte?" entgegnete Rudolph lächelnd.

„Ja. — Es schmeichelt dem Herzen, von einem so braven jungen Manne geliebt zu werden, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Vielleicht erwiedern Sie einst diese Liebe?"

„Herr Rudolph, es ist sehr verführerisch; der arme Germain ist so zu beklagen. — Ich denke mich in seine Lage; wenn in dem Augenblicke, wo ich mich für verlassen, von Allen verachtet hielt, eine geliebte Person, noch zärtlicher, als ich es hoffte, zu mir käme, würde ich mich sehr glücklich fühlen!" — Nach einer Pause fuhr Lachtaube mit einem Seufzer fort: „auf der andern Seite, — wir sind alle beide so arm, daß es vielleicht nicht klug wäre — Sehen Sie, Herr Rudolph, ich will nicht daran denken, ich irre mich vielleicht, — aber gewiß ist, ich werde für Germain alles thun, was ich vermag, so lange er in dem Gefängnisse ist. — Ist er frei, dann wird es immer Zeit sein zu überlegen, ob ich Liebe oder Freundschaft für ihn empfinde. — Ist es Liebe, nun, so mag es Liebe sein. Bis dahin werde ich mich nicht darum kümmern. — Aber es wird spät, Herr Rudolph; wollen Sie die Papiere zusammenneh-

men, während ich die Wäsche einpacke? Ach, ich vergaß das Täschchen mit dem kleinen Tuche, das ich ihm gegeben habe. Es wird in dem Kasten da liegen. Ja, da ist es. — Sehen Sie, wie hübsch das Täschchen ist; ganz gestickt! Armer Germain! er hat das kleine Tuch wie eine Reliquie aufbewahrt. Ich erinnere mich noch recht deutlich, als ich es das letzte Mal trug und es ihm gab —; er war so glücklich, so glücklich! —"

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft.

„Wer ist da?" fragte Rudolph.

„Man möchte mit Madame Mathieu sprechen," antwortete eine heisere Stimme mit dem Tone, welcher die niedrigste Volksclasse bezeichnet.

Diese seltsam betonte Stimme weckte in den Gedanken Rudolph's einige undeutliche Erinnerungen. Um sich zu überzeugen, nahm er das Licht und öffnete selbst die Thüre.

Er stand einem der Stammgäste der Penne „Zum weißen Kaninchen" gegenüber, den er sofort wieder erkannte, so tief war das jugendliche unbärtige Gesicht von dem Laster gezeichnet. Es war Barbillon; Barbillon, der falsche Fiacrekutscher, der den Schulmeister und die Eule in den Hohlweg von Bouqueval gebracht hatte; Barbillon, der Mörder des Mannes der unglücklichen Milchfrau, welche die Arbeiter in Arnouville gegen die Schallerin aufgereizt hatte.

Er äußerte keine Verwunderung bei dem Anblicke Rudolph's, weil er entweder die Züge Rudolph's vergessen, den er in der Penne nur einmal gesehen, oder weil er in dem veränderten Anzuge den Besieger des Schuri-Mannes nicht wieder erkannte.

„Was wollen Sie?" fragte Rudolph.

„Ich habe einen Brief für Madame Mathieu, den ich ihr aber selbst übergeben muß," antwortete Barbillon.

„Sie wohnt nicht hier; gegenüber," sagte Rudolph.

„Ich danke; man hatte mir gesagt: die Thüre links; ich habe mich geirrt."

Rudolph erinnerte sich des Namens der Diamantenmäklerin nicht, da Morel ihn nur ein oder zwei Mal ausgesprochen hatte. Er hatte also keinen Grund, sich für die Frau zu interessiren, zu welcher Barbillon als Bote kam. Nichts desto weniger und obgleich er die Verbrechen des Banditen nicht kannte, sprach sich in dem Gesichte desselben doch so große Ver-

dorbenheit aus, daß er auf der Thürschwelle stehen blieb, um die Person zu sehen, welcher Barbillon den Brief brachte.

Kaum hatte Barbillon an der Thüre gegenüber geklopft, als sie geöffnet wurde und die Mäklerin, eine beleibte Frau von etwa funfzig Jahren, mit einem Lichte in der Hand erschien.

„Madame Mathieu?" fragte Barbillon.

„Die bin ich."

„Da ist ein Brief; ich bekomme Antwort darauf."

Barbillon wollte in die Stube der Mäklerin hineingehen, diese winkte ihm aber zu bleiben, erbrach den Brief, hielt ihn an das Licht, las und antwortete zufrieden:

„Sagen Sie nur, es sei gut; ich werde bringen, was man verlangt, und in derselben Stunde wie gewöhnlich gehen. — Viele Complimente — an diese Dame —"

„Vergessen Sie auch den Ueberbringer des Briefes nicht."

„Laß Dich von denen bezahlen, die Dich schicken; sie sind reicher als ich."

Die Mäklerin machte die Thüre wieder zu.

Rudolph trat in das Zimmer Germain's zurück und sah Barbillon rasch die Treppe hinunter gehen.

Der Räuber traf auf dem Boulevard einen Mann von schlechtem Aussehen, der vor einem Laden auf ihn wartete.

Obgleich mehrere Personen ihn hören konnten (freilich verstanden sie ihn nicht), so sagte Barbillon doch, wie es schien in höchster Freude, zu dem Andern:

„Komm, Nicolaus, Gefinkel schwächen! Die Oldersch holcht in die Regierung; sie holcht zur Eule; die Mutter Martial wird uns helfen, die Awone Tauwes zu baschen, dann buckeln wir den Bejer in Deinen Kahn [1])."

„So komm. Ich muß bei guter Zeit in Asnières sein; ich fürchte, mein Bruder Martial merkt etwas."

Die beiden Banditen gingen nach diesem Gespräche, das Niemand verstanden haben würde, wenn es auch gehört worden wäre, nach der Rue St. Denis zu.

— — — — — — — — — — — —

1) Komm, Nicolaus, wir wollen Branntwein trinken! Die Alte geht in die Falle; sie kommt zur Eule; die Mutter Martial wird uns helfen, ihr die Diamanten abzunehmen; dann tragen wir die Leiche in Deinen Kahn.

Einige Minuten später stiegen Lachtaube und Rudolph wieder in den Fiacre und gelangten in die Rue du Temple zurück.

Der Fiacre hielt.

In dem Augenblicke, als der Wagenschlag geöffnet wurde, erkannte Rudolph im Scheine der Lampen des Destillateurs seinen treuen Murph, der ihn an der Thüre erwartete.

Die Anwesenheit des Squire kündigte immer ein wichtiges oder unerwartetes Ereigniß an, denn er allein wußte den Fürsten zu finden.

„Was giebt es?" fragte Rudolph lebhaft, während Lachtaube mehrere Packete aus dem Wagen nahm.

„Ein großes Unglück!"

„Um Gottes willen sprich!"

„Der Herr Marquis von Harville —"

„Du erschreckst mich —"

„Er hatte diesen Morgen mehreren seiner Freunde ein Frühstück gegeben. — Alles ging vortrefflich; man hatte ihn nie so heiter gesehen; eine unglückliche Unvorsichtigkeit —"

„Vollende! Vollende!"

„Er spielte mit einem Pistol, das er für nicht geladen hielt —"

„Hat er sich gefährlich verwundet?"

„Er . . ."

„Nun?"

„Etwas Schreckliches!"

„Was sagst Du?"

„Er ist todt!"

„Harville!! Entsetzlich!" rief Rudolph in so herzzerreißendem Tone, daß Lachtaube, die eben mit ihren Packeten aus dem Wagen stieg, ausrief:

„Mein Gott! Was ist Ihnen, Herr Rudolph?"

„Ich habe meinem Freunde eben eine sehr traurige Nachricht mitgetheilt, Mademoiselle," sagte Murph zu dem Mädchen; denn der Fürst vermochte nicht zu antworten.

„Ein großes Unglück?" fragte das Mädchen zitternd.

„Ein sehr großes Unglück," antwortete der Squire.

„Entsetzlich, entsetzlich!" rief Rudolph nach längerem Schweigen; dann gedachte er an seine Begleiterin und sagte:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie nicht hinauf

begleite. — Morgen — werde ich Ihnen meine Adresse schicken und einen Erlaubnißschein, mit dem Sie Germain besuchen können. Bald sehe ich Sie wieder —"

„Ach, Herr Rudolph, ich versichere Sie, daß ich innigen Antheil nehme. — Ich danke Ihnen, daß Sie mich begleitet haben. — Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?"

„Ja, mein Kind, bald."

„Gute Nacht, Herr Rudolph," setzte sie hinzu, worauf sie mit den verschiedenen Gegenständen, welche sie aus Germain's Wohnung mitgenommen, in dem Dunkel der Hausflur verschwand.

Der Fürst und Murph stiegen in den Fiacre, der sie in die Rue Plumet brachte.

Rudolph schrieb sogleich folgendes Billet an Clemence:

„Madame,

„ich erfahre soeben das unerwartete Unglück, das Sie be„troffen und mir einen meiner besten Freunde geraubt hat; Ih„nen mein Entsetzen, meinen Kummer zu schildern, versuche ich „nicht.

„Ich muß Sie von Dingen unterhalten, welche diesem „schmerzlichen Ereignisse fremd sind. Eben habe ich erfahren, „daß Ihre Stiefmutter, die ohne Zweifel seit einigen Tagen in „Paris ist, heute Abend mit Polidori nach der Normandie „abreiset. Ich nenne Ihnen damit zugleich die Gefahr, welche „ohne Zweifel Ihren Herrn Vater bedroht. Erlauben Sie mir „Ihnen einen Rath zu geben, den ich für heilsam halte. — „Nach dem schrecklichen Unglücke von heute wird man es sehr „begreiflich finden, daß Sie Paris für einige Zeit verlassen. „Glauben Sie mir, reisen Sie augenblicklich nach Aubiers ab, „um wenn nicht vor, doch wenigstens gleichzeitig mit Ihrer „Stiefmutter anzukommen. — Uebrigens bleiben Sie ruhig; „ich werde über Sie wachen, Sie mögen nahe oder fern sein; „die abscheulichen Pläne Ihrer Stiefmutter sollen vereitelt wer„den —

„Leben Sie wohl, Frau Marquise; ich schreibe Ihnen „diese Worte in Eile. — Mein Herz bricht, wenn ich an den „gestrigen Abend denke, an dem ich ihn ruhiger, glücklicher ver„lassen habe, als ihn seit lange gesehen —

„Glauben Sie an meine aufrichtige Ergebenheit, mit der „ich bin „Rudolph."

Drei Stunden nach Empfang dieses Briefes war die Frau von Harville, dem Rathe des Fürsten zufolge, mit ihrer Tochter auf dem Wege nach der Normandie.

Ein Extrapostwagen, der aus dem Hause Rudolph's abfuhr, folgte derselben Straße.

Leider vergaß Clemence in der Bestürzung über die unerwarteten Ereignisse und bei der eiligen Abreise, dem Fürsten anzuzeigen, daß sie in St. Lazarus Marien-Blume gefunden.

Man erinnert sich vielleicht, daß den Tag vorher die Eule der Madame Seraphin gedroht hatte, die Existenz der Schallerin zu entdecken und daß sie behauptete (mit Recht), sie wisse, wo das Mädchen sich befinde.

Man erinnert sich auch, daß nach dieser Mittheilung der Notar Jacob Ferrand, in der Besorgniß, sein Verbrechen enthüllt zu sehen, es für dringend nothwendig hielt, die Schallerin verschwinden zu lassen, deren Existenz, sobald sie bekannt geworden, ihn gefährlich compromittiren konnte.

Er hatte deshalb an Bradamanti, einen seiner Helfershelfer, schreiben und ihn auffordern lassen, zu ihm zu kommen, um mit ihm ein neues Complott zu entwerfen, dessen Opfer Marien-Blume sein sollte.

Bradamanti, den die nicht minder dringenden Interessen der Stiefmutter der Frau von Harville beschäftigten, die verderbliche Gründe hatte, den Charlatan zu dem Herrn von Orbigny zu bringen, Bradamanti, der es ohne Zweifel vortheilhafter fand, seiner Freundin zu dienen, leistete der Einladung des Notars keine Folge und reisete nach der Normandie ab, ohne Madame Seraphin zu sehen.

Der Sturm grollte über Jacob Ferrand; im Verlaufe des Tages war die Eule von Neuem erschienen, um ihre Drohungen zu wiederholen und hatte, um zu beweisen, daß sie ernstlich gemeint waren, dem Notar erklärt, das Mädchen, welches früher durch Madame Seraphin verlassen worden sei, befinde sich unter dem Namen „die Schallerin" in dem Gefängnisse St. Lazarus. Wenn er nicht binnen drei Tagen 10,000 Frcs. zahle, würde das Mädchen Papiere erhalten, die ihr mittheilten, daß sie in ihrer Kindheit dem Notar Jacob Ferrand anvertraut gewesen sei.

Der Letztere läugnete nach seiner Gewohnheit keck alles ab und jagte die Eule als freche Lügnerin fort, ob er gleich von

der Gefährlichkeit der Drohungen überzeugt und darüber erschrocken war.

Durch seine zahlreichen Verbindungen gelang es dem Notar wirklich, sich den Tag über (während des Gesprächs der Marien-Blume mit der Frau von Harville) zu überzeugen, daß die Schallerin sich wirklich in St. Lazarus befinde und sich durch ihr Benehmen so auszeichne, daß man jeden Augenblick ihre Entlassung erwarte.

Jacob Ferrand hatte, nachdem ihm dies bekannt geworden, einen teuflischen Plan erdacht, bei dessen Ausführung ihm aber die Hilfe Bradamanti's durchaus nothwendig war. Aus diesem Grunde hatte Madame Seraphin sich so sehr bemüht, den Charlatan zu treffen.

Als der Notar noch denselben Abend die Abreise Bradamanti's erfuhr, während die Gefahr dringend zum schnellen Handeln aufforderte, erinnerte er sich der Familie Martial, der Süß-Wasser-Piraten bei der Brücke von Asnières, zu denen er, auf den Vorschlag Bradamanti's, Louise Morel hatte schicken wollen, um sie sicher aus dem Wege zu schaffen.

Da er eines Mitschuldigen durchaus bedurfte, um seine schändlichen Pläne gegen Marien-Blume auszuführen, so ging der Notar äußerst vorsichtig zu Werke, um nicht compromittirt zu werden, wenn ein neues Verbrechen begangen werden sollte. Am Tage nach der Abreise Bradamanti's nach der Normandie begab sich also Madame Seraphin in großer Eile zu Martial.

VI.

Die Insel des Aussuchers.

Die nachfolgenden Scenen spielen an dem Abende des Tages, an welchem Madame Seraphin, dem Befehle des Notars Jacob Ferrand zu Folge, sich zu den Martials begeben hatte, den Süß-Wasser-Piraten, die an der Spitze einer kleinen Insel in der Seine, unweit von der Brücke von Asnières wohnten.

Der Vater Martial, der wie sein Vater auf dem Schaffot gestorben war, hatte eine Wittwe, vier Söhne und zwei Töchter hinterlassen.

Der zweite dieser Söhne war bereits zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Es blieben also von der zahlreichen Familie auf der Insel des Aussuchers (wie man in der Gegend dieses Räubernest gewöhnlich nannte) noch übrig:

Die Mutter Martial;

Drei Söhne; der ältere (der Liebhaber der Wölfin) stand im fünfundzwanzigsten, der andere im zwanzigsten, der jüngste im zwölften Jahre;

Zwei Töchter, eine von achtzehn, eine andere von neun Jahren.

Die Beispiele von Familien, in denen man ein gewisses entsetzliches Forterben von Verbrechen bemerkt, sind nur zu häufig.

Es kann nicht anders sein.

Wir müssen immer wiederholen: die Gesellschaft will nur strafen; sie sucht das Böse nicht zu verhindern.

Ein Verbrecher wird für sein ganzes Leben in das Zuchthaus gebracht, ein anderer enthauptet.

Beide hinterlassen Kinder.

Kümmert sich die Gesellschaft um diese Waisen? — um diese Waisen, denen sie den Vater genommen hat, indem sie ihm den Kopf herunterschlug oder ihn für bürgerlich todt erklärte?

Läßt sie eine heilsame, schützende, bewahrende Vormundschaft an die Stelle jener des Mannes eintreten, welchen das Gesetz für unwürdig, für ehrlos erklärt oder den das Gesetz getödtet hat?

Nein. — Die todte Bestie beißt nicht mehr, sagt die Gesellschaft.

Sie irrt sich.

Das Gift der Sittenlosigkeit ist so fein, so fressend, so ansteckend, daß es fast immer erblich von Geschlecht sich zu Geschlecht fortpflanzt, wohl aber unschädlich zu machen wäre, wenn man es bei Zeiten bekämpfte.

Wenn die Leichenöffnung darthut, daß ein Mensch an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist, so bewahrt man durch Anwendung von Schutzmitteln die Nachkommen jenes Menschen vor der Krankheit, deren Opfer er wurde.

Dasselbe sollte auch in geistiger Hinsicht geschehen.

Wird man, wenn es bewiesen ist, daß ein Verbrecher in seinem Sohne fast immer den Keim zu frühzeitigem Verderben hinterläßt, für das Heil dieser jungen Seele das thun, was der Arzt für den Körper thut, sobald ein erbliches Leiden zu bekämpfen ist?

Nein.

Statt den Unglücklichen zu heilen, läßt man den Krebs bis zum Tode an ihm nagen.

Wie das Volk glaubt, der Sohn eines Henkers müsse nothwendig wieder Henker werden, so ist es der Meinung, der Sohn eines Verbrechers müsse nothwendig wieder Verbrecher sein.

Das sittliche Verderben, das durch die selbstsüchtige Sorglosigkeit der Gesellschaft verursacht wird, hält man für unvermeidlich vererbt, so daß, wenn die Waise, welche durch das Gesetz Waise wurde, trotz der verderblichen Lehre und dem ansteckenden Beispiele, zufällig arbeitsam und ehrlich bleibt, ein barbarisches Vorurtheil die Ehrlosigkeit des Vaters auf sie überträgt, sie der unverdienten Schande aussetzt, und ihr fast jede Arbeit entzieht —

Statt einem solchen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, ihn vor der Entmuthigung, vor der Verzweiflung und besonders vor der gefährlichen Rache der Ungerechtigkeit zu schützen, die bisweilen selbst die edelsten Charactere zum Bösen treiben, sagt die Gesellschaft vielmehr:

„Mag er schlecht werden, — wir werden ja sehen — Habe ich nicht Kerkermeister, Zuchtmeister und Henker?“

Es hat also der, welcher (was eben so selten als schön ist) sich trotz verderblichen Beispielen rein erhält, keine Stütze, keine Ermuthigung?

Es bleibt dem, welcher von der Geburt an in Sittenlosigkeit versunken war, keine Hoffnung auf Heilung?

„Ja, ja; — ich, ich werde den heilen, den ich zur Waise gemacht habe,“ antwortet die Gesellschaft, „aber zu der Zeit, an dem Orte, nach der Art, wie ich es will, — später —

„Das Geschwür, das ausgeschnitten werden soll, muß reif sein.“

— „Gefängnisse und Zuchthäuser sind meine Hospitäler; im Falle der Unheilbarkeit habe ich das Fallbeil oder das Schwert des Henkers.

„Was die Heilung meines verwaiseten Kindes betrifft, so „werde ich auch daran denken, sage ich Euch; aber geduldet Euch, „lassen wir den Keim erblicher Sittenlosigkeit, der in ihm liegt, „sich entwickeln, groß wachsen.

„Geduld, Geduld! Ist er bis in's innerste Mark verfault, „dann wird das Verbrechen durch alle Poren ausschwitzen, und „wenn ein Diebstahl, ein Mord ihn auf die Bank der Ehrlosig„keit gebracht, wo sein Vater saß, dann werden wir den Erben „von dem Leiden heilen, wie wir den Vater heilten —

„Im Zuchthause oder auf dem Schaffot wird der Sohn „den Platz des Vaters noch warm finden —"

Ja so spricht in diesem Falle die Gesellschaft.

Und sie wundert, sie entsetzt sich, wenn sie sieht, daß Diebstahl und Mord in manchen Familien von Geschlecht zu Geschlecht forterben.

Das nachstehende düstere Gemälde: Die Süß-Wasser-Piraten, soll zeigen, was in einer Familie die Erblichkeit des Bösen werden kann, wenn die Gesellschaft nicht einschreitet, um die unglücklichen Waisen des Gesetzes vor den schrecklichen Folgen des Ausspruchs über den Vater zu wahren.

Der Leser wird entschuldigen, daß wir dieser neuen Episode eine Art Einleitung vorausschicken.

Wir handeln so aus folgenden Gründen:

Je weiter wir in dieser Schrift vorschreiten, um so heftiger wird ihr moralischer Zweck angegriffen und zwar, unserer Meinung nach, mit so völliger Ungerechtigkeit, daß man uns erlauben wird, dringend und wiederholt auf den ernsten wohlgemeinten Gedanken hinzuweisen, der uns bis jetzt aufrecht erhalten und geleitet hat.

Mehrere hochsinnige, zartfühlende Personen ermuthigten uns bei unserm Bestreben und sandten uns schmeichelhafte Beweise ihrer Zustimmung; diesen bekannten und unbekannten Freunden sind wir es schuldig, noch einmal, zum letzten Mal auf die verblendeten hartnäckigen Beschuldigungen zu antworten, welche sogar in der Deputirtenkammer laut geworden sind.

Wenn man unsere Schrift für unmoralisch erklärt, erklärt man die Personen für unmoralisch, welche uns mit ihrer lebhaften Theilnahme beehren.

Im Namen dieser Personen wie in unserm eigenen wollen wir an einem Beispiele, das wir unter mehreren herausnehmen,

beweisen, daß es dieser Schrift keineswegs an edeln und praktischen Ideen fehlt.

In einem der ersten Theile des Werkes schilderten wir eine Musterwirthschaft, die von Rudolph angelegt worden war, um die armen, rechtschaffenen und fleißigen Landleute aufzumuntern, zu unterrichten und zu belohnen.

Bei dieser Gelegenheit fügten wir hinzu:

„Die unglücklichen rechtschaffenen Menschen verdienen wenigstens eben so viel Theilnahme als die Verbrecher; zwar giebt es zahlreiche Gesellschaften, welche sich junger Gefangener oder aus dem Gefängnisse Entlassener annehmen wollen; aber noch ist keine Gesellschaft gestiftet worden, welche den Zweck hätte, arme junge Leute zu unterstützen, die sich immer exemplarisch aufgeführt haben, — so daß sie nothwendig ein Vergehen begangen haben müssen, um sich der Wohlthat dieser Anstalten erfreuen zu können, die übrigens sehr verdienstlich und heilsam sind.“

Und wir ließen einen Landmann in der Meierei Bouqueval sagen:

„Es ist menschlich und edel, an den Schlechten nicht zu verzweifeln, aber man sollte auch den Guten Hoffnung geben. Wenn ein ehrlicher, starker und arbeitsamer junger Bursch, der etwas lernen und gut handeln will, in jener Anstalt für jugendliche Verbrecher erschiene, würde man ihn fragen: Hast Du gestohlen? Hast Du Dich umher getrieben? — Nein. — So ist kein Platz hier für Dich.“

Dieser Widerspruch war auch edeln Gemüthern aufgefallen, durch die das, was wir für ein Utopien hielten, verwirklichet worden ist.

Unter dem Vorsitze eines der ehrenwerthesten und ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit, des Grafen Portalis, und unter der verständigen Leitung eines ächten Menschenfreundes mit edelm Herzen und praktischem Sinne, des Herrn Allier, ist eine Gesellschaft gegründet worden, die den Zweck hat, armen ehrlichen jungen Leuten aus dem Departement der Seine zu Hilfe zu kommen und sie in Ackerbaucolonien zu beschäftigen.

Diese einzige und einfache Thatsache wird genügen, den moralischen Gedanken unserer Schrift zu constatiren.

Wir sind stolz darauf, wir schätzen uns glücklich, in Ideen, Wünschen und Hoffnungen mit den Stiftern dieser neuen wohl-

thätigen Gesellschaft zusammengetroffen zu sein, denn wir halten uns für einen der geringsten wohl, aber auch für einen der völlig überzeugten Missionäre jener beiden großen Wahrheiten — daß es Pflicht der Gesellschaft ist, das Böse zu verhindern und zum Guten aufzumuntern, das Gute zu belohnen, so viel in ihren Kräften steht.

Da wir von diesem neuen Werke der mildthätigen Liebe gesprochen haben, deren richtiger und moralischer Gedanke reiche gute Früchte tragen muß, so drücken wir auch unsere Hoffnung aus, daß die Stifter noch eine andere Lücke ausfüllen mögen, indem sie später ihren Schutz und ihre Fürsorge auf die Kinder ausdehnen, deren Vater hingerichtet oder zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden ist, welche den bürgerlichen Tod nach sich zieht, die, wir wiederholen es, durch die Anwendung des Gesetzes zu Waisen gemacht worden sind.

Diejenigen dieser unglücklichen Kinder, welche durch ihre Armuth und ihre Unverdorbenheit der Theilnahme schon würdig wären, würden wegen ihrer ungewöhnlichen, peinlichen schwierigen, gefährlichen Lage eine noch besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Familie eines Verurtheilten, die fast immer und überall abgewiesen wird und vergebens um Arbeit bittet, sieht sich gezwungen, um der Schande zu entgehen, den Ort zu verlassen, wo sie bis dahin die Mittel zu ihrem Unterhalte fand.

Werden diese Unglücklichen, auch wenn sie rechtschaffen bleiben, nicht nahe daran gewesen sein, den Pfad des Lasters zu betreten, da sie durch die Ungerechtigkeit gereizt und erbittert werden, wegen Vergehen, an denen sie keine Schuld haben, die wie Verbrecher gebrandmarkt sind, bisweilen sich fast in der Unmöglichkeit befinden, auf rechtliche Weise ihr Brod zu verdienen?

Hat ein fast unvermeidlich verderblicher Einfluß auf sie gewirkt, muß man dann sich nicht bestreben, sie zu retten, wann es noch Zeit ist?

Die Anwesenheit dieser Waisen des Gesetzes unter den andern Kindern, die von der erwähnten Gesellschaft aufgenommen worden, würde übrigens für alle eine nützliche Lehre sein. Sie würde darthun, daß, wenn der Schuldige unerbittlich gestraft wird, die Seinigen doch nichts verlieren, vielmehr in der

Achtung der Welt gewinnen, wenn sie durch Muth und Tugend einen geschändeten Namen wieder zu Ehren bringen.

Will man behaupten, der Gesetzgeber habe die Strafe dadurch noch schrecklicher machen wollen, daß er den verbrecherischen Vater zugleich in der Zukunft seines unschuldigen Kindes mittreffe?

Das wäre barbarisch, unmoralisch und unsinnig.

Wäre es nicht im Gegentheile sehr moralisch, wenn man dem Volke bewiese: es giebt im Bösen keine erhebliche solidarische Verantwortlichkeit; der ursprüngliche Flecken ist zu tilgen.

Wir wagen zu hoffen, daß diese Gedanken der neuen Gesellschaft der Beachtung werth erscheinen mögen.

Es ist ohne Zweifel schmerzlich, wenn man denkt, daß der Staat in jenen Fragen, die in die sociale Organisation tief einschneiden, nie die Initiative ergreift.

Kann es anders sein?

In einer der letzten Sitzungen der Deputirtenkammer schlug Jemand, gerührt von der Noth und den Leiden der armen Classen, in einer Petition unter andern die Gründung von Invalidenhäusern für Arbeitsleute vor.

Dieser Vorschlag, der ohne Zweifel nur in der Form mangelhaft ist, aber eine hohe philanthropische Idee enthält, welche der ernstesten Prüfung werth ist, wurde mit allgemeinem langdauernden Gelächter aufgenommen.

— — — — — — — — — — — —

Wir gehen nun weiter und wenden uns wieder zu den Süß-Wasser-Piraten und der Insel des Aussuchers.

Das Haupt der Familie Martial, das sich zuerst auf dieser kleinen Insel niederließ, war Aussucher (ravageur).

Die Aussucher bleiben wie die Flößer oder Holzauslader (débardeurs) bei der Ausübung ihres Gewerbes den ganzen Tag bis an den Gürtel im Wasser, ihre Industrie hat aber ein anderes Ziel.

Der Aussucher tritt soweit als möglich in das Wasser hinein und hebt mit einer langen Hohlschaufel den Flußsand unter dem Schlamme heraus, schüttet ihn in große hölzerne Gefäße, wäscht ihn wie Erz oder Goldsand und bringt so eine große Menge von Metallstücken aller Art, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, die Ueberreste verschiedener Geräthe, heraus. Oft finden die Aussucher in dem Sande sogar Stückchen von Gold- und

Silberwaaren, welche durch die Cloaken oder mit den Schnee- und Eismassen, die man im Winter von den Straßen fort und in den Fluß schafft, in die Seine gekommen sind.

Da der Vater Martial, der erste Bewohner der bis dahin unbeachteten Insel, Aussucher war, so nannten die Uferbewohner die Insel: Insel des Aussuchers.

Die Wohnung der Süß-Wasser-Piraten liegt am südlichen Theile dieser Insel.

Am Tage kann man auf dem Schilde, das über der Thüre hängt, lesen:

Zum Sammelplatz der Aussucher.
Guter Wein und gute Fische.
Es werden Kähne zum Spazierenfahren vermiethet.

Man sieht daraus, der Vater Martial hatte neben seinen bekannten und geheimen Geschäften das Gewerbe eines Gastwirthes, eines Fischers und Kahnvermiethers betrieben.

Die Wittwe des Gerichteten trieb die Wirthschaft fort; Heimathlose, Vagabunden, Bärenführer, herumziehende Charlatane u. s. w. verbrachten den Sonntag des Vergnügens wegen hier.

Martial (der Liebhaber der Wölfin), der älteste Sohn der Familie, der am mindesten Schuldige von allen, trieb verbotenen Fischfang und nahm im Nothfalle als ächter Bravo und gegen Bezahlung die Partei der Schwächern gegen die Starken.

Einer seiner andern Brüder, Nicolaus, der künftige Mitschuldige Barbillon's bei der Ermordung der Diamantenmäklerin, war zum Schein Aussucher, raubte aber in der Wirklichkeit auf dem Flusse und an den Ufern.

Franz endlich, der jüngste Sohn des Hingerichteten, führte die Neugierigen, welche eine Lustfahrt im Kahne machen wollten. Ambrosius Martial war wegen nächtlichen Diebstahls mit Einbruch und Mordversuch lebenslänglich auf die Galeeren gekommen.

Die älteste Tochter, der Kürbiß genannt, half ihrer Mutter in der Küche und bediente die Gäste, wie ihre neunjährige Schwester Amandine.

Die Nacht ist dunkel; schwere graue Wolken, die der Wind jagt, lassen nur selten hier und da ein von Sternen flimmerndes Stückchen des dunkeln Himmels durchschimmern.

Die Umrisse der Insel, die mit hohen blätterlosen Pappeln

bepflanzt ist, stechen schwarz von dem durchscheinenden Dunkel des Himmels und der weißen Durchsichtigkeit des Flusses ab.

Das Haus mit unregelmäßigem Giebel ist völlig im Dunkel begraben; nur zwei Fenster im Erdgeschosse sind erleuchtet; die Fensterscheiben flammen und dieser röthliche Schein spiegelt sich gleich zwei langen Feuerstreifen in den kleinen Wellen, welche den Aussteigeplatz am Hause bespülen.

Die Ketten, mit denen die Kähne befestiget sind, klirren schauerlich und dieses Klirren mischt sich in das Rauschen des Windes, der die kahlen Aeste der Pappeln schüttelt, so wie in das dumpfe Getöse des angeschwollenen Flusses...

Ein Theil der Familie ist in der Küche des Hauses versammelt.

Diese Küche ist groß und niedrig; der Thüre gegenüber befinden sich zwei Fenster, unter denen sich ein langer Ofen hinzieht; links ist der hohe Heerd, rechts eine Treppe, welche in das obere Stockwerk hinaufführt, neben dieser Treppe der Eingang zu einer großen Stube mit mehreren Tischen für die Gäste des Wirthshauses.

In dem Lichte einer Lampe und der Flammen des Heerdes blicken viele Casserole und andere Kupfergeschirre, die an den Wänden hangen oder auf Regalen mit irdenem Geschirr aufgestellt sind. In der Mitte der Küche steht ein großer Tisch.

Die Wittwe des Gerichteten sitzt, umgeben von dreien ihrer Kinder, neben dem Heerde.

Diese Frau, die groß und hager ist, scheint fünfundvierzig Jahre zu zählen. Sie ist schwarz gekleidet; ein um den Kopf gebundenes Trauertuch, das ihr Haar verhüllt, geht um ihre flache, bleiche, von Runzeln durchzogene Stirn herum; ihre Nase ist lang, gerade und spitz; ihre Backenknochen stehen scharf vor, ihre Wangen sind eingefallen; ihr gallichtes Gesicht ist von tiefen Blatternarben zerrissen; die immer heruntergezogenen Mundwinkel machen den Ausdruck dieses kalten, unveränderlichen Gesichtes, das einem Marmorbilde gleicht, noch härter. Graue Augenbrauen ziehen sich über den mattblauen Augen hin.

Die Wittwe des Gerichteten ist mit der Nadel beschäftiget wie ihre beiden Töchter.

Die ältere, die dürr und groß ist, gleicht ihrer Mutter sehr. Es ist dasselbe ruhige, harte, boshafte Gesicht, die dünne Nase, der strenge Mund, der bleiche Blick. Nur ihre gelbe Farbe

hat ihr den Beinamen Kürbiß verschafft. Sie trauert nicht; ihr Kleid ist braun; unter dem Häubchen von schwarzem Tülle bemerkt man zwei dünne glanzlose blonde Haarstreifen.

Franz, der jüngste Sohn Martials, kauert auf einem Schemel und bessert ein auf der Seine streng verbotenes Fischnetz aus.

Obgleich von der Sonne verbrannt, sieht das Gesicht des Knaben doch blühend aus; ein Wald von braunem Haar bedeckt seinen Kopf; seine Lippen sind dick, seine Augen lebhaft und durchbohrend; seine Stirn springt vor; er gleicht weder seiner Mutter, noch seiner ältern Schwester; er hat ein schüchternes, heimtückisches Aussehen; bisweilen wirft er unter der Art Mähne, die über seine Stirn hängt, einen mißtrauischen Blick von der Seite auf seine Mutter, oder wechselt mit seiner kleinen Schwester Amandine einen Blick des Einverständnisses und der Liebe.

Diese sitzt neben ihrem Bruder und ist damit beschäftiget, die Zeichen aus gestohlener Wäsche herauszumachen. Sie ist neun Jahre alt und gleicht eben so sehr ihrem Bruder, wie ihre Schwester der Mutter gleicht; ihre Züge sind gerade nicht regelmäßig, aber minder grob als die des Franz; ihr Gesicht ist zwar mit rothen Flecken bedeckt, sonst aber frisch und blühend; ihre Lippen sind dick, aber roth; ihr Haar ist röthlich, aber fein, weich und glänzend; ihre Augen sind klein, aber von reinem Blau und sanft.

Wenn der Blick Amandinens dem des Bruders begegnet, zeigt sie auf die Thüre; Franz antwortet auf diesen Wink mit einem Seufzer; dann lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Schwester durch eine rasche Geberde auf sich und zählt deutlich zehn Maschen ab —

Dies bedeutet in der symbolischen Sprache der Kinder, daß ihr Bruder vor zehn Uhr nicht zurückkommen soll.

Sieht man diese beiden schweigenden Frauenzimmer mit boshaften Mienen und die beiden armen unruhigen, stummen, schüchternen Kinder, so erräth man zwei Henker und zwei Opfer.

Kürbiß bemerkte, daß Amandine einen Augenblick aufhörte zu arbeiten und sagte sogleich in hartem Tone zu ihr:

„Hast Du das Zeichen aus diesem Hemd bald heraus?"

Das Kind ließ den Kopf sinken ohne zu antworten; mittelst der Finger und der Scheere brachte Amandine schnell die

rothen baumwollenen Faden heraus, mit denen die Leinwand gezeichnet war.

Nach einigen Augenblicken wendete sich Amandine schüchtern an die Wittwe, reichte ihr die Arbeit und sagte:

„Mutter, ich bin fertig.“

Ohne zu antworten, warf ihr die Wittwe ein anderes Stück Wäsche zu.

Das Kind konnte es nicht zu rechter Zeit erfassen und ließ es fallen. Sogleich gab ihr die große Schwester mit ihrer holzharten Hand einen kräftigen Schlag auf den Arm und sagte:

„Dummes Ding!“

Amandine kehrte auf ihren Platz zurück und arbeitete fleißig, nachdem sie den Bruder mit einer Thräne im Auge angesehen hatte.

Es war in der Küche wieder völlig still.

Draußen pfiff der Wind und rüttelte an dem Wirthshausschilde.

Dies und das Wallen des Wassers in einem Topfe vor dem Feuer war alles, was man hörte.

Die beiden Kinder bemerkten mit geheimer Angst, daß ihre Mutter nicht sprach.

Obgleich sie für gewöhnlich schweigsam war, so kündigte ihnen doch dieses vollständige Schweigen und ein gewisses Zusammenbeißen der Lippen an, daß die Wittwe innerlich höchst aufgebracht war.

Das Feuer drohete zu verlöschen.

„Franz! lege ein Stück Holz an!“ sagte die ältere Schwester.

Der junge Netzflicker sah hinter den Heerd und antwortete:

„Es ist keins mehr da —“

„So hole anderes,“ fuhr Kürbiß fort.

Franz murmelte einige unverständliche Worte, rührte sich aber nicht.

„Franz! Hörst Du?“ fragte die Schwester.

Die Wittwe des Gerichteten legte eine Serviette, aus der sie auch das Zeichen austrennte, auf ihre Knie und sah ihren Sohn an.

Dieser hatte den Kopf gesenkt, aber er errieth, er fühlte

gleichsam den schrecklichen Blick seiner Mutter, und um dem gefürchteten Gesichte nicht zu begegnen, saß der Knabe unbeweglich.

„Bist Du taub, Franz?" fuhr die Schwester gereizt fort. — „Mutter, Du siehst —"

Die Schwester schien das Amt zu haben, die beiden Kinder anzuklagen und auf die Strafen anzutragen, welche die Wittwe unbarmherzig vollstreckte.

Amandine stieß leise, ohne daß man ihre Bewegung bemerken konnte, den Bruder mit dem Elnbogen an, um ihn so stillschweigend aufzufordern, der Schwester zu gehorchen.

Franz rührte sich nicht.

Die ältere Schwester sah ihre Mutter an, um die Bestrafung des Schuldigen zu verlangen; die Wittwe verstand sie.

Sie zeigte mit ihren langen dürren Fingern auf ein zähes Weidenstäbchen, das am Heerde lehnte.

Die ältere Tochter beugte sich zurück, nahm dieses Werkzeug der Züchtigung und übergab es der Mutter.

Franz war der Geberde seiner Mutter gefolgt, stand jetzt rasch auf und war mit einem Sprunge außer dem Bereiche des drohenden Stäbchens.

„Soll Dich die Mutter gerben?" fragte die ältere Schwester.

Die Wittwe, welche das Stäbchen in der Hand hielt, die bleichen Lippen mehr und mehr zusammenkniff, sah den Knaben stier an, ohne ein Wort zu sprechen.

An dem leichten Zittern der Hände Amandinens, die den Kopf gesenkt hielt, an der Röthe, die plötzlich ihr Gesicht überflog, erkannte man, daß das Kind, obgleich an solche Auftritte gewöhnt, über das Schicksal erschrak, das ihrem Bruder drohete.

Dieser hatte sich furchtsam und gereizt in einen Winkel der Küche geflüchtet.

„Nimm Dich in Acht; die Mutter wird aufstehen und dann ist es nicht mehr Zeit," sagte die ältere Schwester.

„Mir ist es gleich," antwortete Franz erbleichend. — „Ich will lieber geschlagen werden wie vorgestern, als in den Holzstall gehen — und gar in der Nacht —"

„Warum?" fragte das Mädchen ungeduldig.

„Ach —, ich fürchte mich in dem Holzstalle," antwortete Franz, der unwillkührlich schauderte.

„Du fürchtest Dich, Dummkopf — und warum?"

Franz zuckte die Achseln ohne zu antworten.

„Wirst Du reden? Warum fürchtest Du Dich?"

„Ich weiß es nicht, — aber ich fürchte mich."

„Du bist hundert Mal dort gewesen, noch gestern Abend —"

„Jetzt mag ich nicht mehr hingehen —"

„Die Mutter steht auf!"

„Desto schlimmer," sagte der Knabe; „sie mag mich schlagen, sie mag mich todtschlagen, ich gehe nicht in den Holzstall, — besonders in der Nacht —"

„Noch einmal, warum?"

„Nun, weil —"

„Weil?"

„Weil Jemand da —"

„Es ist Jemand da?"

„Begraben!" murmelte Franz schaudernd.

Die Wittwe des Gerichteten zuckte trotz ihrer gewöhnlichen kalten Ruhe plötzlich zusammen, ebenso ihre Tochter; es war, als wären beide von einem elektrischen Schlage getroffen worden —

„Es ist Jemand in dem Holzstalle begraben?" wiederholte die Schwester achselzuckend.

„Ja," antwortete Franz so leise, daß man ihn kaum verstand.

„Lügner!" rief das Mädchen aus.

„Ich, ich sage Dir, ich habe, als ich das Holz aufschichtete, in dem dunkeln Winkel des Holzstalles einen Todtenknochen gesehen, — er guckte etwas aus der Erde heraus, die da feucht war," antwortete Franz.

„Hörst Du, Mutter? Wie dumm er ist!" sagte das Mädchen, indem sie der Mutter zuwinkte; „es sind Schöpsknochen, die ich hingelegt habe —"

„Es war kein Schöpsknochen," fuhr das Kind zitternd fort, — „es war ein Todtenknochen, — ein Fuß, der aus der Erde hervorragte, — ich habe es wohl gesehen —"

„Und Du hast das gleich erzählt — Deinem Bruder, Dei-

nem guten Freunde Martial, nicht wahr?" sagte die Schwester mit wilder Ironie.

Franz antwortete nicht.

„Schlechter kleiner Kannohy [1])!" rief das Mädchen zornig aus; „er ist furchtsam wie ein Hase, und könnte uns kirbisen [2]) lassen, wie man unsern Vater kirbiset hat."

„Weil Du mich Kannohy schimpfst," antwortete der Knabe erbittert, „so werde ich alles dem Bruder Martial sagen. — Ich habe ihm noch nichts gesagt, denn ich habe ihn seitdem nicht gesehen. — Aber wenn er heute Abend kommt..."

Er konnte nicht weiter sprechen. — Die Mutter trat auf ihn zu, ruhig, aber unerbittlich.

Ob sie gleich gewöhnlich etwas gebückt ging, war sie doch für eine Frau sehr lang; sie hielt in der einen Hand das Stäbchen, mit der andern faßte sie ihren Sohn am Arme, zog ihn trotz seinem Widerstreben, seinen Bitten und Thränen hervor und nöthigte ihn die Treppe in der Küche hinaufzugehen.

Einen Augenblick später hörte man oben ein dumpfes Stampfen mit den Füßen, untermischt mit Geschrei und Schluchzen.

Einige Minuten darauf hörte dieses Geräusch auf.

Es wurde eine Thüre heftig zugeschlagen.

Die Wittwe des Gerichteten kam wieder herunter.

Völlig kalt und ruhig stellte sie das Stäbchen wieder an seinen Ort, setzte sich an dem Heerde nieder und nahm ihre Arbeit von Neuem vor, ohne ein Wort zu sprechen.

VII.

Der Süß-Wasser-Pirat.

Nach einer Pause von einigen Augenblicken sagte die Wittwe des Gerichteten zu ihrer Tochter:

„Geh' und hole Holz. — Diese Nacht wollen wir in dem Holzstalle aufräumen, sobald Nicolaus und Martial zurück sind."

1) Spion. 2) Köpfen.

„Martial? Du wirst ihm auch sagen, daß …"

„Holz!" — unterbrach die Wittwe ihre Tochter barsch.

Diese zündete eine Laterne an und ging hinaus. Sie war daran gewöhnt, sich unter diesen eisernen Willen zu beugen.

In dem Augenblicke, als sie die Thüre aufmachte, sah man draußen die schwarze Nacht und hörte das Rauschen der hohen Pappeln, welche der Wind schüttelte, das Klirren der Ketten an den Kähnen, das Pfeifen des Sturmes, das Tosen des Flusses —

Während der vorherbeschriebenen Scene hatte Amandine, tief ergriffen von dem Schicksale des Bruders Franz, den sie zärtlich liebte, weder die Augen aufzuschlagen, noch die Thränen abzuwischen gewagt, die in Tropfen in ihren Schooß fielen. Das unterdrückte Schluchzen erstickte sie fast und sie hätte, wenn es möglich gewesen wäre, sogar das Klopfen ihres Herzens unterdrückt, das vor Angst zitterte.

Die Thränen verdunkelten ihre Augen. In der Eile, mit welcher sie das Zeichen aus dem ihr zugeworfenen Hemd herauszutrennen versucht, hatte sie sich mit der Scheere in die Hand gestochen; die Wunde blutete sehr, aber das arme Kind dachte weniger an den Schmerz als an die Strafe, die es für die Blutflecken im Hemde erwartete. Zum Glück war die Wittwe mit ihren Gedanken beschäftiget und bemerkte nichts.

Die ältere Schwester kam zurück und brachte einen Korb voll Holz. Auf den Blick ihrer Mutter antwortete sie durch ein bejahendes Kopfnicken.

Sie meinte, das Todtenbein rage wirklich aus der Erde heraus.

Die Wittwe biß die Lippen zusammen und arbeitete fort; nur schien ihre Nadel sich rascher zu bewegen.

Das Mädchen schürte das Feuer wieder an, sah nach dem Topfe auf dem Heerde, in dem Wasser kochte und setzte sich dann neben ihrer Mutter wieder nieder.

„Nicolaus kommt nicht," sagte sie zu ihr. „Wenn ihn nur die alte Frau von heute früh, die ihn mit Jemandem von Bradamanti erwartete, nicht in eine schlimme Sache verwickelt hat. — Sie sah so duckmäuserig aus. Sie wollte sich weder erklären, noch ihren Namen nennen, noch sagen, woher sie komme."

Die Wittwe zuckte die Achseln.

„Du glaubst, Mutter, es sei keine Gefahr für Nicolaus? — Du hast vielleicht Recht. — Die Alte forderte ihn auf, um sieben Uhr Abends auf dem Kai von Billy zu sein und da auf einen Mann zu warten, der mit ihm zu sprechen wünsche und der als Erkennungswort Bradamanti sagen würde. — Darin liegt freilich nichts Gefährliches. — Wenn Nicolaus so spät ausbleibt, so hat er vielleicht unterwegs etwas gefunden, wie vorgestern die Wäsche da, die er von dem Boote einer Wäscherin geschuppt." — Und sie deutete auf eines der Hemden, aus welchen Amandine die Zeichnung herausmachte. Dann wendete sie sich an das Kind und fragte:

„Was heißt — schuppen?"

„Das heißt — nehmen," antwortete das Kind ohne die Augen aufzuschlagen.

„Stehlen heißt es, kleine Gans; hörst Du? — stehlen —"

„Ja, Schwester."

„Und wenn man gut zu schuppen versteht wie Nicolaus, so giebt es immer etwas zu verdienen. — Die Wäsche, die er vorgestern gestohlen hat, können wir selbst gut brauchen und sie kostet uns weiter keine Arbeit als das Herausmachen des Zeichens, nicht wahr, Mutter?" setzte sie mit lautem Lachen hinzu, das ihre schlechten gelben Zähne sehen ließ.

Die Wittwe blieb kalt und ruhig bei diesem Scherze.

„Vielleicht können wir uns wo anders noch mehr holen," fuhr das Mädchen fort. „Du weißt, Mutter, daß ein alter Mann seit einigen Tagen in dem Landhause des Herrn Griffon wohnt, das ganz allein, hundert Schritte vom Ufer, dem Kalkofen gegenüber liegt."

Die Wittwe ließ den Kopf sinken.

„Nicolaus sagte gestern, dort würde vielleicht ein guter Fang zu machen sein," fuhr das Mädchen fort. „Ich weiß seit heute früh, daß die Beute sicher ist; man müßte Amandine um das Haus herumschleichen lassen, man würde auf sie nicht merken; sie könnte sich stellen, als spiele sie, müßte auf Alles wohl Acht geben und dann wiederkommen und erzählen, was sie gesehen hat. Hörst Du, was ich sage?" fuhr sie die jüngere Schwester hart an.

„Ja, Schwester, ich werde hingehen," antwortete das Kind zitternd.

„Du sagst immer: ja, und thust doch nichts, Duckmäuserin. Letzthin hatte ich Dir aufgetragen, in dem Laden des Krämers zu Asnières hundert Sous wegzunehmen, während ich ihn an einer andern Seite des Ladens beschäftigte; es war ganz leicht; gegen ein Kind hat man kein Mißtrauen. Warum hast Du es nicht gethan?"

„Schwester, — ich hatte kein Herz dazu, — ich wagte es nicht."

„Letzthin hast Du aber doch ein Tuch aus dem Packete des Herumträgers zu stehlen gewagt, während er in der Schenkstube verkaufte. Hat er etwas bemerkt?"

„Du zwangst mich dazu, Schwester; das Tuch war für Dich. — Und dann war es auch kein Geld —"

„Ist das ein Unterschied?"

„Ein Tuch zu nehmen ist nicht so schlimm wie Geld zu nehmen."

„Diese schönen Sachen lehrt Dir Martial, nicht wahr?" fragte die ältere Schwester höhnisch. „Du hinterbringst ihm Alles, kleiner Spion. — Denkst denn Du, wir fürchteten uns vor Deinem Martial?" Dann wendete sie sich an die Wittwe und setzte hinzu: „Mutter, mit ihm nimmt es noch einmal ein schlechtes Ende. — Er will hier befehlen. — Nicolaus ist wüthend gegen ihn, — ich auch. — Er hetzt Amandine und Franz gegen uns, gegen Dich auf. — Darf das so fortgehen?"

„Nein," antwortete die Mutter kurz und hart.

„Besonders seit seine Wölfin in St. Lazarus ist, ist er wie toll gegen Jedermann. Ist es denn unsere Schuld, daß sie in das Gefängniß gekommen, seine Geliebte? — Wenn sie entlassen ist und sie kommt hierher — so werde ich sie bedienen —"

Die Wittwe sagte nach einer kurzen Pause zu ihrer Tochter:

„Du glaubst, bei dem Alten in dem Landhause drüben sei ein Schlag zu machen?"

„Ja, Mutter."

„Er sieht aber aus wie ein Bettler."

„Er ist aber doch von Adel."

„Von Adel?"

„Ja und hat Gold im Beutel, ob er gleich alle Tage zu Fuße nach Paris und zurückgeht mit seinem dicken Stocke.“

„Woher weißt Du, daß er Gold hat?“

„Als ich in das Postbureau in Asnières ging, um zu sehen, ob nicht ein Brief von Toulon da sei —“

Die Wittwe unterdrückte einen Seufzer und runzelte die Stirn, denn jene Worte erinnerten sie an den Aufenthalt ihres Sohnes im Bagno.

„Ich wartete und da kam der Alte, der drüben wohnt. — Ich erkannte ihn sogleich an dem weißen Barte und dem weißen Kopfe, dem gelben Gesichte und den schwarzen Augenbrauen. — Trotz seinem Alter muß er ein entschlossener Mann sein. Er sagte zu der Frau: „Haben Sie Briefe von Angers an den Grafen von St. Remy?“ — „Ja,“ antwortete sie, „da ist einer.“ — „Er ist für mich,“ sagte er dann; „hier mein Paß.“ Während die Frau ihn grüßte, hatte der Alte, um das Porto zu bezahlen, die grünseidene Börse gezogen. An dem einen Ende sah ich Gold durch die Maschen schimmern; es war ein Häufchen, dick wie ein Ei; vierzig bis funfzig Louisd'or mußten es sein!“ sagte das Mädchen und ihre Augen funkelten vor Begierde. „Dennoch trägt er sich wie ein Lump. Er ist ein alter reicher Geizhals. — Wir wissen seinen Namen, — das kann uns von Nutzen sein, — um zu ihm hineinzukommen, nachdem Amandine uns gesagt hat, ob er Dienstleute hält.“

Heftiges Hundebellen unterbrach sie.

„Ah, die Hunde bellen,“ rief sie aus; „sie hören ein Boot. — Martial kommt oder Nicolaus —“

Bei dem Namen Martial's spiegelte sich Freude in den Zügen Amandinens.

Nach einigen Minuten, in denen sie mit ungeduldigen und unruhigen Blicken auf die Thüre gesehen hatte, sah sie zu ihrem großen Leidwesen Nicolaus eintreten, den künftigen Mitschuldigen Barbillon's.

Das Gesicht des Nicolaus Martial war gemein und roh; sein Körper klein, hager, ärmlich, so daß man sich wundern mußte, wie er im Stande sei, sein gefährliches und verbrecherisches Gewerbe auszuüben. Leider ersetzte eine wilde geistige Energie bei diesem Elenden das, was ihm an Körperkraft fehlte.

Nicolaus trug über seinem blauen Rocke eine Art Kutte ohne Aermel mit langen braunen Haaren; als er eintrat, warf er ein Stück Kupfer hin, das er mit Mühe auf der Achsel hereingetragen hatte.

„Guten Abend und gute Beute, Mutter!“ rief er mit hohler und heiserer Stimme, nachdem er sich seiner Last entlediget; „draußen liegen noch drei solche Stücke, ein Packet Sachen und eine Kiste. Was darin ist, weiß ich nicht, ich habe sie nicht aufgemacht. Vielleicht bin ich angeführt!“

„Und der Mann auf dem Kai?“ fragte das Mädchen, während die Wittwe ihren Sohn schweigend ansah.

Statt zu antworten, griff Nicolaus in die Tasche seiner Beinkleider und ließ darin eine große Anzahl von Geldstücken klingen.

„Das hast Du ihm abgenommen?“ fragte die Schwester.

„Nein; er gab von freien Stücken zweihundert Francs und will noch achthundert geben, wenn nicht — Doch genug davon. Erst muß mein Kahn ausgeladen werden, nachher können wir schwatzen. Ist Martial nicht da?“

„Nein,“ antwortete die Schwester.

„Desto besser! So weiß er von der Sache nichts —“

„Du fürchtest Dich vor ihm, Hasenfuß?“ warf die Schwester bitter hin.

„Ich mich vor ihm fürchten? ich?“ — und er zuckte die Achseln. — „Ich fürchte nur, daß er uns verkauft, — weiter nichts... Mein Messer ist scharf —“

„Ja, wenn er nicht da ist, prahlst Du, sobald er aber kommt, rührst Du Dich nicht.“

Nicolaus schien diesen Vorwurf nicht zu beachten und sagte:

„Rasch, rasch nach dem Kahne! Wo ist Franz, Mutter? Er könnte mithelfen.“

„Die Mutter hat ihn durchgebläuet und dann oben eingesperrt; er wird hungerig zu Bett gehen müssen,“ antwortete die Schwester.

„Gut, aber er kann doch kommen und den Kahn ausladen helfen, nicht wahr, Mutter? Wir unser drei bringen alles auf einmal herein.“

Die Wittwe wies mit dem Finger nach der Decke; ihre

älteste Tochter verstand, was damit gesagt werden sollte, und ging hinauf, um Franz zu holen.

Das finstere Gesicht der Mutter Martial hatte sich seit der Ankunft ihres Sohnes Nicolaus ein wenig aufgeheitert; sie liebte ihn mehr als die älteste Tochter, wenn auch weniger als ihren Sohn in Toulon, wie sie sich ausdrückte, denn die Mutterliebe dieses schrecklichen Weibes stieg mit der Sündhaftigkeit der Ihrigen.

Diese Bevorzugung erklärt denn auch hinreichend die Abneigung der Wittwe gegen ihre beiden jüngsten Kinder, welche keine schlechten Neigungen verriethen, sowie ihren tiefen Haß gegen Martial, ihren ältesten Sohn, der, ohne zwar ein ganz untadeliges Leben zu führen, in Vergleich mit seinen Geschwistern für einen braven und rechtschaffenen Mann gelten konnte.

„Wo hast Du diese Nacht gearbeitet?“ fragte die Wittwe den Nicolaus.

„Als ich von dem Kai von Billy zurückkam, wo ich die Besprechung mit dem Manne hatte, bemerkte ich ein Boot am Kai in der Nähe der Invaliden-Brücke. Es war pechfinster und ich dachte bei mir: „kein Licht in der Kajüte? Die Leute sind am Lande. — Ich mache mich daran; finde ich einen Wächter, so bitte ich ihn um ein Stück Tau.“ — Ich trat in die Kajüte hinein; keine Seele zu sehen. Da nahm ich denn, was ich fortschaffen konnte, Sachen, eine große Kiste und von dem Verdeck vier große Kupferstücke. — Das Boot war mit Eisen und Kupfer beladen. — Da kommt die Schwester mit Franz; schnell in den Kahn! Amandine, Du gehst auch mit und trägst die Sachen —“

Die Wittwe beschäftigte sich, nachdem sie allein geblieben, mit den Vorbereitungen zu dem Abendessen der Familie, stellte Gläser und Flaschen auf den Tisch neben Steinguttellern und silbernen Messern, Gabeln und Löffeln.

Eben als sie damit fertig war, kamen ihre Kinder, schwer beladen, zurück.

Die Last der beiden Kupferstücke, welche er auf den Achseln trug, schien den kleinen Franz zu Boden zu drücken; Amandine verschwand zur Hälfte unter dem Haufen gestohlner Kleidungsstücke, die sie auf dem Kopfe trug; Nicolaus endlich trug mit der ältern Schwester eine Kiste herein, auf die er das ...te Kupferstück gelegt hatte.

„Die Kiste! Die Kiste aufgemacht!" rief das Mädchen mit Ungeduld.

Die Kupfermassen wurden an den Boden geworfen.

Nicolaus nahm das dicke Eisen des Beiles, das er am Gürtel trug und zwängte es unter den Deckel der Kiste hinein, um denselben emporzuheben.

Der röthliche flackernde Schein des Heerdes erhellte diese Raubscene. Draußen stürmte der Wind heftiger und heftiger.

Nicolaus kauerte auf der Kiste, bemühete sich sie aufzubrechen und fluchte gräßlich, als der starke Deckel seinen Anstrengungen widerstand.

Seine Schwester kniete mit gierig funkelnden Augen und gerötheten Wangen auf der Kiste, um der Hebelkraft des Nicolaus einen noch festern Stützpunkt zu geben.

Die Wittwe, welche durch die Breite des Tisches von dieser Gruppe getrennt wurde, bückte sich ebenfalls nach dem gestohlnen Gegenstande zu und ihre Augen blitzten vor Habgier.

Die beiden Kinder endlich, deren guter natürlicher Instinct oft über den verderblichen Einfluß der schrecklichen Verdorbenheit im Hause triumphirt hatte, vergaßen, wie das leider in der menschlichen Natur liegt, ihre Furcht und Bedenklichkeit und gaben dem Reize der Neugierde nach —

Franz und Amandine hatten sich an einander gedrängt; ihr Auge blitzte und sie athmeten kaum vor Begierde, den Inhalt der Kiste kennen zu lernen.

Endlich zersprang der Deckel in Stücke.

„Ah!" rief die Familie einstimmig und freudig.

Und alle, von der Mutter bis zu dem kleinen Mädchen, stürzten sich gierig auf die geöffnete Kiste. — Sie war ohne Zweifel von Paris an einen Modenhändler in einer kleinen Stadt am Flusse abgeschickt worden, denn sie enthielt eine große Menge Gegenstände des weiblichen Putzes.

„Nicolaus hat sich nicht angeführt!" rief die älteste Tochter der Wittwe, indem sie ein Stück Wollenmuslin auseinander schlug.

„Nein," antwortete der Dieb, der seinerseits ein Packet ostindischer Taschentücher aufmachte; „ich bin glücklich gewesen."

„Levantine! Das verkauft sich wie frisches Brod," sprach die Wittwe, die ihrerseits auch in die Kiste griff.

„Die Hehlerin Roth-Arms, die in der Rue du Temple wohnt, wird die Zeuge kaufen," setzte Nicolaus hinzu, „und der Vater Micou nimmt das Kupfer."

„Amandine," sagte Franz leise zu seiner kleinen Schwester, „ein solches schönes seidenes Tuch gäbe ein prächtiges Halstuch!"

„Auch ein schönes Kopftuch!" antwortete das Mädchen mit Bewunderung.

„Das muß man sagen, Nicolaus, Glück hast Du gehabt," fiel die älteste Tochter der Wittwe ein. — „Sieh — da kommen nun gar Shawls! — Drei — seidene! Sieh, Mutter!"

„Die Mutter Burette wird für Alles wenigstens 500 Francs geben," sagte die Wittwe nach reiflicher Prüfung.

„Dann muß es wenigstens 1500 werth sein," entgegnete Nicolaus.

„Ja, die Canaillen von Hehlern wissen, daß man sie braucht," fiel das Mädchen ein, indem sie einen Shawl umnahm, „und bieten ein Spottgeld."

„Weiter ist nichts drin," sagte Nicolaus, indem er in der Kiste herumsuchte.

„Wir müssen nun alles wieder zusammenpacken," meinte die Wittwe.

„Den Shawl behalte ich," sagte das Mädchen —

„Du behältst ihn? Du behältst ihn," fuhr Nicolaus auf, „ja, wenn ich Dir ihn gebe. — Du willst immer nur nehmen —"

„Was verlierst Du denn dabei?"

„Ich trage meine Haut zu Markte, wenn ich schuppe. — Du hättest mich nicht frei gemacht, wenn man mich auf dem Boote erwischt."

„Da hast Du Deinen Shawl! Ich mag ihn gar nicht," antwortete die Schwester, indem sie ihn wieder in die Kiste warf.

„Ich rede nicht wegen des Shawls und bin nicht so knauserig, daß ich wegen eines Shawls knickere; ob es einer mehr oder weniger ist, die Mutter Burette ändert deshalb den Kaufpreis nicht; sie kauft in Bausch und Bogen," entgegnete Nicolaus. „Aber Du sollst nicht sagen: ich nehme den Shawl; Du kannst mich darum bitten. — Da — behalte ihn, — behalte ihn, sage ich, oder ich werfe ihn in das Feuer."

Diese Worte besänftigten die Schwester, die den Shawl ohne Groll nahm.

Nicolaus war ohne Zweifel gerade sehr freigebig, denn er riß ein Packet auf, nahm zwei seidene Tücher heraus und warf sie Amandinen und Franz hin, welche sie immer begehrlich angesehen hatten.

„Das ist für Euch, ihr Taugenichtse! Es wird Euch Lust zum Schuppen machen. — Jetzt geht zu Bett, — ich habe mit der Mutter zu reden; Ihr sollt Euer Essen hinaufbekommen.“

Die Kinder klatschten in die Hände und schwenkten triumphirend die gestohlnen Tücher, die sie erhalten hatten.

„Nun, Ihr Maulaffen?“ fuhr sie die ältere Schwester an; „werdet Ihr nun immer noch auf Martial hören? Hat er Euch jemals so schöne Tücher gegeben?“

Franz und Amandine sahen einander an und schlugen dann die Augen nieder, ohne zu antworten.

„Wollt Ihr reden! Hat Euch Martial jemals etwas geschenkt?“

„Nein — er hat uns nichts geschenkt,“ antwortete Franz, indem er mit innigem Behagen sein rothseidenes Tuch betrachtete.

Amandine setzte leise hinzu:

„Unser Bruder Martial schenkt uns nichts, weil er selbst nichts hat —“

„Wenn er stehlen wollte, würde er auch etwas haben,“ sagte Nicolaus hart; „nicht wahr, Franz?“

„Ja, Bruder,“ antwortete Franz, der dann hinzusetzte: „Ah, das schöne Tuch — das hübsche Halstuch für den Sonntag!“

„Und wie werden Euch die Kinder des Kalkbrenners neidisch ansehen, wenn Ihr mit den schönen Tüchern kommt!“ fiel die ältere Schwester ein, welche die Züge der Kinder aufmerksam beobachtete, um zu sehen, ob sie den Sinn ihrer Worte verstanden. Das durch und durch verdorbene Mädchen rief die Eitelkeit zu Hilfe, um die letzten Scrupel der unglücklichen Kinder zu ersticken. „Die Kinder des Kalkbrenners“, fuhr sie fort, „werden wie Bettelkinder in Vergleich mit Euch aussehen und vor Neid platzen.“

„Das ist wahr!“ rief Franz aus, „und ich freue mich über das schöne Tuch noch weit mehr, weil die kleinen Kalk-

brenners keins haben und neidisch sein werden, nicht wahr, Amandine?"

„Ich — ich freue mich blos über das schöne Tuch."

„Aus Dir wird auch nichts werden," antwortete die Schwester verächtlich, dann nahm sie Brod und Käse von dem Tische, gab es den Kindern und sagte:

„Nun geht und legt Euch nieder. — Hier ist eine Laterne, nehmt Euch aber in Acht damit und löscht sie aus, ehe Ihr einschlaft."

„Noch 'was!" setzte Nicolaus hinzu. „Wenn Ihr dem Martial etwas von der Kiste, von dem Kupfer und von den Sachen erzählt, habt Ihr es mit mir zu thun und ich nehme Euch die Tücher wieder."

Nachdem die Kinder sich entfernt hatten, brachten Nicolaus und seine Schwester die gestohlnen Gegenstände in einen kleinen Keller, in den einige Stufen in der Küche neben dem Heerde hineinführten.

„Nun, Mutter, 'was zu trinken und 'was Gutes! Branntwein! — Ich habe es heute verdient. — Und Du, Schwester, trage das Essen auf; Martial mag die Knochen abnagen; das ist gut genug für ihn. — Jetzt können wir auch von dem Manne auf dem Kai Billy reden, denn morgen oder übermorgen muß es losgehen, wenn ich das Geld verdienen will, das er mir versprochen hat. — Ich will Dir's erzählen, Mutter, aber erst muß ich trinken, — trinken, Donnerwetter! Ich bezahl's ja."

Und Nicolaus ließ von Neuem die Geldstücke in der Tasche klingen, dann warf er seine schwarze wollene Mütze und seinen Kittel ab, setzte sich am Tische nieder vor einer großen Schüssel mit Schöpsragout, einem Stücke kalten Kalbsbraten und Salat.

Nachdem die Schwester auch Wein und Branntwein auf den Tisch gestellt hatte, setzte sich die noch immer finstere Wittwe an dem Tische ebenfalls nieder, so daß sie Nicolaus zur Rechten, ihre Tochter zur Linken hatte. Ihr gegenüber waren die leeren Plätze Martial's und der beiden jüngsten Kinder.

Der Bandit zog ein breites langes Messer mit Horngriff und spitzer Klinge aus der Tasche, betrachtete diese mörderische Waffe mit einem gewissen Wohlgefallen und sagte zu der Wittwe:

„Das schneidet immer gut. — Gieb her das Brod, Mutter.'

„Bei dem Messer fällt mir ein," sagte das Mädchen, „Franz hat etwas bemerkt ... im Holzstalle."

„Was?" fragte Nicolaus, der sie nicht verstand.

„Er hat ein Bein gesehen."

„Von dem Manne?" fragte Nicolaus weiter.

„Ja," antwortete die Wittwe, indem sie ein Fleischstück auf den Teller ihres Sohnes legte.

„Sonderbar! Das Loch war doch tief!" sagte der Räuber. — „Die Erde wird sich aber in der Zeit gesenkt haben."

„Es muß diese Nacht alles in den Fluß geworfen werden," rieth die Wittwe.

„Das ist sicherer," meinte Nicolaus.

„Man könnte einen Stein daran binden," sagte das Mädchen.

„Auch nicht dumm!" entgegnete Nicolaus, indem er sich einschenkte. Dann wendete er sich, während er die Flasche hochhielt, an die Wittwe und setzte hinzu: „trink mit uns, Mutter, das wird Dich aufheitern."

Die Wittwe schüttelte den Kopf, schob ihr Glas zurück und sagte zu ihrem Sohne:

„Und der Mann auf dem Kai von Billy?"

„Die Sache ist so," antwortete Nicolaus, ohne sich in dem Essen und Trinken zu unterbrechen. „Ich band meinen Kahn an und stieg auf den Kai hinan; es schlug eben sieben Uhr und man konnte nicht vier Schritte weit sehen. Ich ging eine Viertelstunde lang an der Lehne hin und her, da hörte ich leise hinter mir gehen; ich ging langsamer und nun trat ein Mann, der in einen Mantel gehüllt war, an mich und hustete; ich blieb stehen, er auch. Von seinem Gesichte habe ich weiter nichts gesehen, als daß der Mantel die Nase und der Hut die Augen verdeckte."

(Wir erinnern den Leser daran, daß diese geheimnißvolle Person der Notar Jacob Ferrand war, der, um Marien-Blume bei Seite zu schaffen, an dem Vormittage Madame Seraphin zu den Martials geschickt hatte, die er zu Werkzeugen seines neuen Verbrechens zu machen hoffte.)

„Bradamanti! sagte der Mann zu mir," fuhr Nicolaus fort. „So war das Wort, an welchem ich meinen Mann erkennen sollte, wie die Alte ausgemacht hatte. Aussucher, antwortete ich ihm, weil es eben so ausgemacht war.

— „Sie heißen Martial?“ fragte er mich.

— „Ja.“

— „Es ist diesen Vormittag eine Frau auf Ihrer Insel „gewesen; was hat sie Ihnen gesagt?“

— „Daß Sie von Seiten des Herrn Bradamanti mit mir „zu sprechen hätten.“

— „Wollen Sie Geld verdienen?“

— „Ja wohl; je mehr, desto besser.“

— „Sie haben einen Kahn?“

— „Wir haben vier, Herr, denn sie gehören zu unserm „Geschäfte.“

— „Ich will Ihnen sagen, was Sie zu thun haben, wenn „Sie nicht fürchten.“

— „Fürchten — was?“

— „Jemanden zufällig ertrinken zu sehen. — Man „müßte dem Zufalle etwas zu Hilfe kommen.“

— „Es soll also Jemand Seine-Wasser trinken? Ich will „dabei behilflich sein; aber Geld wird es kosten.“

— „Wie viel — für zwei?“

— „Für zwei? Es sollen also zwei Personen — tauchen „lernen?“

— „Ja.“

— „Fünfhundert Francs der Kopf, Herr; das ist nicht „theuer.“

— „Also tausend Francs!“

— „Voraus bezahlt?“

— „Zweihundert Francs voraus, das übrige nachher —“

— „Sie trauen mir nicht, Herr?“

— „Doch. — Sie können ja auch meine zweihundert „Francs einstecken und nichts dafür thun.“

— „Und Sie, Herr, können, wenn die Sache geschehen ist, „wenn ich meine achthundert Francs verlange, dann sagen: „nichts da!“

— „Möglich ist das freilich. — Aber wollen Sie oder „wollen Sie nicht? Zweihundert Francs baar und übermorgen „Abends hier, um neun Uhr, die übrigen achthundert.“

— „Und wer wird Ihnen sagen, daß ich die beiden Per„sonen — Seine-Wasser trinken ließ?“

— „Das ist meine Sache. — Ich werde es erfahren. „Sind wir einig?“

— „Ja."

— „Hier die zweihundert Francs. Jetzt hören Sie mich „an. Werden Sie die alte Frau wieder erkennen, die diesen „Morgen bei Ihnen war?"

— „Ja."

— „Morgen oder spätestens übermorgen wird sie gegen „vier Uhr Nachmittags mit einem jungen blonden Mädchen an „dem Ufer Ihrer Insel gegenüber erscheinen. Die Alte wird „mit dem Taschentuche winken."

— „Sehr wohl."

— „Wie lange Zeit brauchen Sie, um von dem Ufer auf „Ihre Insel zu kommen?"

— „Zwanzig Minuten."

— „Sind Ihre Kähne flach?"

— „Wie ein Handteller."

— „Machen Sie geschickt eine Klappe in den Boden eines „Ihrer Kähne, damit Sie denselben augenblicklich, sobald Sie „es wollen, sinken lassen können. Verstanden?"

— „Sehr wohl, mein Herr. — Sie sind pfiffig. — Ich „habe gerade ein altes halb verfaultes Boot; ich wollte es schon „zerschlagen; zu dieser letzten Fahrt ist es noch gut genug."

— „Sie fahren also mit diesem Boote von Ihrer Insel „ab; ein gutes Boot folgt Ihnen, das Jemand von Ihrer Fa= „milie rudert. Sie legen an, nehmen die alte Frau und das „junge blonde Mädchen in das Boot und fahren nach der Insel „zu; in gehöriger Entfernung von dem Ufer stellen Sie sich, als „hätten Sie etwas in dem Boote vorzunehmen, machen die „Klappe auf und springen rasch in das andere Boot, während „die alte Frau und das blonde Mädchen —"

— „Aus einem Kruge trinken, — sehr wohl."

— „Sind Sie aber auch sicher, daß Sie nicht gestört wer= „den? Wenn Gäste in Ihr Gasthaus kämen?"

— „Es ist nichts zu fürchten. Um diese Zeit und im „Winter besonders kommt Niemand; das ist unsere Gurkenzeit. „— Käme aber auch Jemand, so schadete es nichts, — im „Gegentheil, es sind alle gute Freunde."

— „Uebrigens kommen Sie in keine Gefahr; man wird „glauben, das Boot sei gesunken, weil es zu alt gewesen, und „die alte Frau, die Ihnen das junge Mädchen zugeführt, ver= „schwindet gleich mit. Um sicher zu sein, daß auch beide er=

„trinken (natürlich zufällig), könnten Sie, wenn sie wieder her=
„aufkämen oder wenn sie sich an das Boot anklammerten, sich
„stellen, als strengten Sie sich an, sie zu retten, während —"

— „Ich behilflich wäre, sie wieder ... unter das Wasser
„zu bringen? Ja, ja."

— „Die Spazierfahrt muß nach Sonnenuntergang ge=
„schehen, damit es finster ist, wenn sie in das Wasser fallen."

— „Dafür bin ich nicht. Wie soll man sehen, wenn es
„nicht hell ist, ob die beiden Frauenzimmer genug haben?"

— „Sie haben Recht; also wird der unglückliche Zufall
„vor Sonnenuntergang geschehen."

— „Die Alte merkt nichts?"

— „Nein. — Wenn sie ankommt, wird sie leise zu Ihnen
„sagen: Die Kleine muß ertrinken; kurz vorher, ehe
„Sie das Boot sinken lassen, geben Sie mir einen
„Wink, damit ich mich mit Ihnen retten kann. Sie
„geben der Alten darauf eine Antwort, die ihr keinen Argwohn
„erregt."

— „Sie wird also glauben, die Kleine zum Trinken zu
„führen —?"

— „Und wird mit der Blondine selbst schlucken müssen."

— „Schlau ausgedacht!"

— „Sorgen Sie nur, daß die Alte nichts merkt!"

— „Ganz unbesorgt!"

— „Gute Verrichtung also! Wenn ich mit Ihnen zufrie=
„den bin, kann ich Ihnen vielleicht noch mehr Arbeit zuwenden."

— „Ich stehe zu Diensten."

„Darauf", schloß der Räuber seine Erzählung, „habe ich den Mann im Mantel verlassen, kehrte nach meinem Boote zurück und hieß bei Gelegenheit die Sachen mitgehen, welche ich gebracht habe."

Aus der Erzählung des Räubers ersieht man, daß der Notar durch ein doppeltes Verbrechen gleichzeitig Marien=Blume und Madame Seraphin beseitigen und die letztere mit in die Schlinge fallen lassen wollte, die, wie sie glaubte, nur der Schallerin gelegt werde.

Brauchen wir zu wiederholen, daß Jacob Ferrand (der mit Recht fürchtete, die Eule könne irgend einmal der Schallerin sagen, daß sie von Madame Seraphin verlassen worden sei) ein großes Interesse dabei hatte, das junge Mädchen verschwin=

den zu lassen, dessen Reclamationen seinem Vermögen und seinem Rufe äußerst gefährlich werden konnten?

Wenn der Notar Madame Seraphin opferte, so entledigte er sich eines der beiden Mitschuldigen (Bradamanti war der andere), welche ihn in's Verderben stürzen konnten, freilich nur, indem sie sich selbst mit unglücklich machten; aber Jacob Ferrand war doch der Meinung, durch das Grab würden seine Geheimnisse noch besser bewahrt als durch das persönliche Interesse.

Die Wittwe des Gerichteten und deren älteste Tochter hatten Nicolaus aufmerksam angehört, der während der Erzählung reichlich getrunken, weshalb er denn auch bald mit seltsamer Aufregung zu sprechen begann.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr er fort, „ich habe noch eine andere Geschichte mit der Eule und Barbillon aus der Bohnenstraße eingefädelt, eine famose Sache. Wenn sie nicht fehlschlägt, ist dabei viel zu verdienen. Es soll nämlich eine Diamantenmäklerin ausgebeutelt werden, die manchmal für 50,000 Frcs. Juwelen in ihrem Strickbeutel hat."

„Funfzigtausend Francs!" riefen Mutter und Tochter zugleich, deren Augen begehrlich funkelten.

„Ja. — Roth-Arm wird mit dabei sein. — Gestern hat er die Mäklerin durch einen Brief geködert, den ich und Barbillon zu ihr getragen haben. Der Roth-Arm ist ein famoser Kerl! Um die Mäklerin sicher zu machen, hat er ihr schon einen Diamanten für 400 Frcs. verkauft und sie wird also, ohne etwas Arges dabei zu denken, gegen Abend in sein Wirthshaus in den elysäischen Feldern kommen. Dort halten wir uns versteckt. Die Schwester da muß auch mit und mein Boot auf der Seine bewachen. Müssen wir die Mäklerin todt oder lebendig fortschaffen, so ist das Boot ein bequemes Fuhrwerk, das kein Geleise zurückläßt. Das ist ein Plänchen! Von Roth-Arm gescheidt ausgedacht!"

„Ich traue dem Roth-Arm nicht," sagte die Wittwe. „Nach der Geschichte in der Rue Montmartre kam Dein Bruder nach Toulon, dem Roth-Arm aber wurde kein Haar gekrümmt."

„Weil es keine Beweise gegen ihn gab. O der ist schlau! Aber Andere verrathen — nie!"

Die Wittwe schüttelte den Kopf, als wenn sie von der Rechtlichkeit Roth-Arms nicht so recht überzeugt wäre.

Nach einigem Nachdenken sagte sie:

„Lieber ist mir die Sache vom Kai Billy für morgen oder übermorgen Abend, — das Ersäufen der beiden Frauenzimmer. — Aber Martial wird uns im Wege sein — wie immer.“

„Will denn ihn der Teufel gar nicht holen!“ rief Nicolaus halb betrunken aus, indem er sein langes Messer in den Tisch stieß.

„Ich habe es der Mutter auch schon gesagt, daß es nicht mehr zu ertragen sei und daß es so nicht länger fortgehen könne,“ sagte die Schwester. „So lange er hier bleibt, ist mit den beiden Kindern nichts anzufangen.“

„Ich sage Euch, er ist im Stande uns einmal der Polizei anzuzeigen,“ fuhr Nicolaus fort. „Siehst Du, Mutter, warum hast Du mir nicht geglaubt,“ setzte er dann mit einem bedeutungsvollen Blicke auf die Wittwe hinzu, — „Alles wäre vorbei —“

„Es giebt andere Mittel.“

„Jenes ist das beste,“ antwortete der Bandit.

„Jetzt — nein,“ entgegnete die Wittwe in so bestimmtem Tone, daß Nicolaus schwieg, weil er wußte, daß seine Mutter so verbrecherisch oder entschlossen war als er selbst.

Die Wittwe setzte hinzu:

„Morgen früh wird er die Insel für immer verlassen.“

„Wie?“ fragten ihre beiden Kinder gleichzeitig.

„Wenn er jetzt kommt, so fangt Streit mit ihm an, aber ernstlich und keck, — so wie Ihr es noch nie gewagt habt. — Treibt es im Nothfalle bis zu Thätlichkeiten. Er ist zwar stark, aber Ihr seid zwei und ich werde Euch helfen. — Aber keine Messer! kein Blut! Prügelt ihn, aber verwundet ihn nicht!“

„Und nachher, Mutter?“ fragte Nicolaus.

„Nachher — wird es zu einer Erklärung kommen. — Wir sagen ihm, er müsse morgen die Insel verlassen, wenn er nicht alle Tage einen gleichen Auftritt erleben wolle. — Diese ewigen Schlägereien werden ihm das Haus verleiden, ich weiß es. — Bis jetzt hat man ihn zu sehr in Ruhe gelassen —“

„Aber er ist dickköpfig und starrsinnig wie ein Pferd; er ist im Stande, wegen der Kinder hier bleiben zu wollen,“ sagte die älteste Tochter der Wittwe.

„Er ist ein ausgemachter Lump, — aber vor einer Schlägerei fürchtet er sich nicht."

„Vor einer nicht," antwortete die Wittwe, — „aber alle Tage, alle Tage — das ist eine wahre Hölle und er wird weichen."

„Wenn er aber doch nicht wiche?"

„So habe ich ein anderes ganz sicheres Mittel, ihn zu zwingen, sich noch diese Nacht oder spätestens morgen früh zu entfernen," entgegnete die Wittwe mit grauenhaftem Lächeln.

„Wahrhaftig, Mutter?"

„Ja, aber ich möchte ihn lieber durch Schlägereien vertreiben; wenn das nicht wirkt —, das andere Mittel zieht gewiß."

„Wenn aber das andere Mittel doch auch nicht ziehen sollte, Mutter?" fragte Nicolaus.

„So bleibt eins, das immer wirkt," antwortete die Wittwe.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Martial trat ein.

Es stürmte draußen so stark, daß man das Bellen der Hunde nicht gehört hatte, welche die Ankunft des ältesten Sohnes der Wittwe des Gerichteten meldeten.

VIII.

Die Mutter und der Sohn.

Martial, der die bösen Absichten seiner Familie nicht kannte, trat langsamen Schrittes in die Küche.

Der Leser kennt die seltsame Existenz dieses Mannes bereits aus einigen Worten der Wölfin in deren Unterredung mit Marien=Blume.

Martial, der ein natürlich gutes Gefühl hatte und keiner positiv niederträchtigen oder schlechten Handlung fähig war, führte doch nichts destoweniger ein nicht eben geregeltes Leben. Er fischte da, wo er zu fischen kein Recht hatte und seine Körperkraft wie seine Kühnheit flößten den Fischereiaufsehern so große Furcht ein, daß sie sein Thun und Treiben absichtlich nicht sahen.

Mit dieser nicht eben sehr legalen Beschäftigung verband Martial eine andere völlig unerlaubte.

Als gefürchteter Bravo übernahm er es gern, mehr noch aus Uebermuth und Liebhaberei als aus Gewinnsucht, mit der Faust oder dem Stocke diejenigen zu rächen, welche sich über stärkere Gegner zu beklagen hatten. Indeß muß zugleich bemerkt werden, daß Martial mit einem gewissen Rechtsgefühle die Prozesse auswählte, die er mit Faustschlägen führte; im Allgemeinen nahm er die Partei des Schwachen gegen den Stärkern.

Der Liebhaber der Wölfin glich seinen Geschwistern Franz und Amandine; er war von mittlerer Größe, aber stark und breitschulterig; sein dichtes rothes bürstenartig abgeschnittenes Haar bildete fünf Spitzen auf seiner ziemlich offenen Stirn; sein dicker starrer und kurzer Bart, seine großen Backen, seine breite und vorspringende Nase und seine blauen kecken Augen gaben diesem männlichen Gesichte einen sehr entschlossenen Ausdruck.

Auf dem Kopfe hatte er einen alten lackirten Hut; trotz der Kälte trug er nur eine schlechte blaue Blouse über der Jacke und den Pantalons von grobem abgeschabten Manchester. In der Hand hielt er einen dicken Knotenstock, den er neben sich stellte.

Ein dicker schwarzer rothgefleckter Hund mit krummen Beinen war mit Martial hereingekommen, blieb aber an der Thüre und wagte sich weder dem Feuer noch den Personen zu nähern, die schon am Tische saßen, da die Erfahrung dem alten Nimrod — dem ehemaligen Wilddiebereigehilfen Martial's — bewiesen hatte, daß er wie sein Herr bei der Familie sehr schlecht angeschrieben stehe.

„Wo sind die Kinder?"

Das waren die ersten Worte Martial's, als er sich an den Tisch setzte.

„Da, wo sie sind," antwortete ihm die Schwester.

„Wo sind die Kinder, Mutter?" fragte Martial nochmals, ohne auf die Antwort seiner Schwester zu hören.

„Im Bett," antwortete die Wittwe kurz.

„Und sie haben nicht gegessen, Mutter?"

„Was geht das Dich an?" fiel Nicolaus ein, nachdem er ein großes Glas Wein ausgetrunken hatte, um sich mehr

Muth zu machen, denn er fürchtete sich vor dem Charakter und der Kraft seines Bruders.

Martial achtete so wenig auf die Worte des Bruders wie auf die der Schwester und sagte zu der Wittwe weiter:

„Es thut mir leid, daß die Kinder schon schlafen —"

„Desto schlimmer," antwortete die Wittwe.

„Ja, desto schlimmer, — denn ich sehe sie gern neben mir, wenn ich esse."

„Uns sind sie zur Last und so haben wir sie fortgeschickt," fiel Nicolaus ein. „Wenn Dir das nicht ansteht, so geh' zu ihnen."

Martial sah seinen Bruder verwundert an, dann zuckte er aber die Achseln, als habe er die Nutzlosigkeit eines Zankes erkannt, schnitt sich ein Stück Brod ab und nahm ein Stück Fleisch.

Der Hund hatte sich Nicolaus genähert, ob er gleich in einer gewissen sehr ehrerbietigen Ferne blieb und der Bandit, den die verächtliche Sorglosigkeit seines Bruders aufbrachte und der denselben zu reizen hoffte, wenn er den Hund schlage, gab Nimrod einen so gewaltigen Fußtritt, daß der Arme laut heulte.

Martial wurde purpurroth, faßte das Messer, das er in der Hand hielt, krampfhaft fest und schlug heftig auf den Tisch, aber auch diesmal hielt er an sich, er rief seinen Hund und sagte sanft zu demselben:

„Hier, Nimrod!"

Der Hund legte sich vor den Füßen seines Herrn nieder.

Diese Mäßigung war den Plänen des Nicolaus völlig entgegen; er wollte seinen Bruder zum Aeußersten treiben, um einen Bruch herbeizuführen.

Er setzte also hinzu:

„Mir sind die Hunde zuwider. — Dein Hund darf nicht hier bleiben."

Statt aller Antwort schenkte sich Martial ein Glas Wein ein und trank es langsam aus.

Die Wittwe wechselte flüchtig einen Blick mit Nicolaus, und forderte ihn durch einen Wink auf, seine Neckereien gegen Martial fortzusetzen, weil sie, wie gesagt, hoffte, ein heftiger Zank würde einen Bruch und eine vollständige Trennung herbeiführen.

Nicolaus holte das Weidenstäbchen, mit welchem die Wittwe

ihren Sohn Franz geschlagen hatte, trat damit an den Hund, schlug denselben und sagte:

„Hinaus, Nimrod!“

Bis dahin hatte Nicolaus seinen Bruder immer nur heimtückischer Weise angegriffen, aber nie gewagt, ihn so keck und ausdauernd zu reizen.

Der Geliebte der Wölfin nahm sich absichtlich immer mehr zusammen, weil er errieth, daß man ihn aus irgend einer Absicht zum Aeußersten treiben wolle.

Als sein Hund schmerzlich heulte, stand Martial auf, öffnete die Thüre, ließ den Hund hinaus und setzte sich dann ruhig wieder an den Tisch.

Diese unglaubliche Geduld, die mit dem gewöhnlich so hitzigen Charakter Martial's so wenig zusammenpaßte, brachte seine Gegner in Verlegenheit; sie sahen einander, höchlich verwundert, an.

Martial schien gar nicht zu bemerken, was um ihn her vorging, sondern aß ruhig weiter und schwieg.

„Trage den Wein fort,“ sagte die Wittwe zu ihrer Tochter.

Diese wollte eben gehorchen, als Martial sagte:

„Warte noch, ich bin noch nicht fertig.“

„Desto schlimmer,“ entgegnete die Wittwe, indem sie selbst die Flasche wegnahm.

„Das ist etwas Anderes,“ sagte der Geliebte der Wölfin, der sich ein großes Glas voll Wasser goß, dies austrank, mit der Zunge schnalzte und sagte:

„Prächtiges Wasser!“

Diese unverwüstliche Kaltblütigkeit reizte den gehässigen Zorn des Nicolaus, der durch den Wein sehr aufgeregt war; nichts destoweniger wich er vor einem directen Angriffe zurück, da er die ungewöhnliche Kraft seines Bruders recht wohl kannte. Mit einem Male aber rief er aus, entzückt über seinen Einfall:

„Du thatest Recht, daß Du mit Deinem Hunde nachgabst, Martial; das solltest Du Dir überhaupt angewöhnen, denn Du mußt erwarten, daß wir Deine Geliebte eben so mit Fußtritten forttreiben wie Deinen Hund.“

„Ja, denn wenn Deine Wölfin das Unglück hätte, hierher auf die Insel zu kommen,“ fiel die Schwester ein, welche die Absicht des Nicolaus errieth, „so würde ich sie rechts und links maulschelliren.“

„Und ich würde sie in dem Schlamme an der Insel eintauchen," setzte Nicolaus hinzu.

Diese beleidigenden Reden über die Wölfin, welche Martial mit wilder Leidenschaft liebte, warfen seine friedlichen Vorsätze um; er runzelte die Stirn; das Blut schoß ihm in das Gesicht; die Adern an der Stirn schwollen auf und spannten sich wie Stricke; trotzdem hatte er so viel Herrschaft über sich, daß er mit einer nur leicht vom Zorn veränderten Stimme zu Nicolaus sagen konnte:

„Nimm Dich in Acht! Du suchst Streit mit mir, würdest aber wieder etwas finden, was Du nicht erwartest."

„Ich?"

„Ja, — Du sollst daran denken."

„Was, Nicolaus?" fiel die Schwester mit höhnischer Verwunderung ein — „Martial hat Dich geschlagen? Mutter, hörst Du? Nun wundert es mich freilich nicht mehr, daß Nicolaus sich fürchtet."

„Er hat mich geschlagen, weil er mich unerwartet überfiel," antwortete Nicolaus, der bleich vor Wuth wurde.

„Du lügst; Du hattest mich heimtückisch angefallen und ich habe Dich nur gewarnt; wenn Du aber noch einmal von meinem Mädchen sprichst — diesmal vergebe ich es Dir — so sollst Du lange daran denken."

„Und wenn ich von der Wölfin reden will?" sagte die Schwester.

„So werde ich Dir ein Paar freundschaftliche Winke geben und wenn Du wieder anfängst, werde ich noch einmal winken —"

„Und wenn ich rede?" fiel langsam die Wittwe ein.

„Du?"

„Ja — ich!"

„Du?" fragte Martial, der mit aller Macht an sich hielt, „Du?"

„So wirst Du mich auch schlagen, nicht wahr?"

„Nein, aber wenn Du von der Wölfin schlecht sprichst, so werde ich den Nicolaus prügeln —"

„Du," rief der Bandit wüthend, indem er sein gefährliches Messer erhob, „Du willst mich prügeln?"

„Nicolaus — nicht das Messer!" rief die Wittwe aus, indem sie schnell aufstand, um den Arm ihres Sohnes zu ergrei-

fen; dieser aber, trunken von Wein und Zorn, stieß seine Mutter roh zurück und stürzte sich auf seinen Bruder.

Martial wich zurück, ergriff den dicken Knotenstock, den er bei dem Eintreten hingestellt hatte und nahm eine vertheidigende Stellung an.

„Nicolaus, nicht das Messer!" wiederholte die Wittwe.

„Laß ihn doch," fiel die Schwester der beiden Brüder ein, die selbst ein Beil ergriff.

Nicolaus fuhr noch immer mit seinem fürchterlichen Messeherum und lauerte auf den Augenblick, um sich auf seinen Bruder stürzen zu können.

„Ich sage Dir," rief er aus, „daß ich Dich und die Canaille von Wölfin ersteche. Zu mir, Mutter! Her, Schwester — wir wollen ihn kalt machen. — Es kann so nicht mehr bleiben."

Er hielt jetzt den Augenblick günstig für seinen Angriff und stürzte mit hocherhobenem Messer auf seinen Bruder.

Martial, ein gewandter Stockschläger, zog rasch den Oberkörper zurück und erhob den Stock, der blitzschnell pfeifend eine 8 beschrieb und dann so gewaltig auf den rechten Vorderarm des Nicolaus auffiel, daß dieser vor Schmerz das Messer fallen ließ.

„Räuber! Du hast mir den Arm zerschlagen!" rief er aus, indem er mit der linken Hand den rechten Arm faßte, der schwer an der Seite herabhing.

„Nein; ich fühlte, daß der Stock zurückschnellte," antwortete Martial, indem er mit dem Fuße das Messer unter den Küchenschrank stieß.

Dann benutzte er den Schmerz, welchen Nicolaus empfand, faßte ihn am Kragen, trieb ihn unbarmherzig zurück bis an die Thüre des kleinen Kellers, den wir erwähnt haben, öffnete diese mit der einen Hand und warf mit der andern seinen Bruder hinein, der durch diesen plötzlichen Angriff noch ganz betäubt war.

Dann kehrte er zu den beiden Frauen zurück, faßte seine Schwester an den Achseln und schloß sie trotz ihrem Widerstreben, ihrem Geschrei und einem Beilhiebe, der ihn leicht an der Achsel verwundete, in dem niedrigen Saale der Schenkstube ein, welche an die Küche stieß.

Darauf wendete er sich an die Wittwe, welche über dieses

eben so geschickte als unerwartete Manöver ganz erstaunt war und sagte kalt:

„Nun, Mutter, haben wir beide es mit einander zu thun.“

„Ja, wir beide,“ antwortete die Wittwe, deren kaltes bleiches Gesicht sich lebhaft färbte, deren fast erloschene Augen zu funkeln begannen und deren Zügen der Haß einen entsetzlichen Ausdruck gab; — „ja, wir beide!“ wiederholte sie mit drohender Stimme. „Ich erwartete diesen Augenblick; Du sollst endlich erfahren, was ich auf dem Herzen habe.“

„Auch ich werde sagen, was mir das Herz drückt.“

„Du sollst an diese Nacht denken und würdest Du hundert Jahre alt —“

„Ich werde daran denken! — Mein Bruder und meine Schwester wollten mich ermorden, und Du thatest nichts, um sie daran zu hindern. — Aber nun laß hören, — sprich, — was habt Ihr gegen mich?“

„Was ich habe?“

„Ja.“

„Seit dem Tode Deines Vaters bist Du nichts gewesen als eine feige Memme.“

„Ich?“

„Ja, eine feige Memme! — Statt bei uns zu bleiben und uns beizustehen, bist Du nach Rambouillet entlaufen, um mit dem Wildpretshändler, den Du in Bercy kennen gelernt, Wilddieberei zu treiben —“

„Wenn ich hier geblieben wäre, würde ich jetzt auf den Galeeren sein wie Ambrosius oder nahe daran, wie Nicolaus; ich mochte kein Dieb sein wie die Andern, — daher Euer Haß!“

„Und welches Gewerbe treibst Du? Du stahlst Wild und stiehlst jetzt Fische, — ein Diebstahl ohne Gefahr, ein feiger Diebstahl!“

„Das Wild und die Fische gehören Niemandem; heute sind sie bei dem, morgen bei jenem; wer sie fängt, dem sind sie. — Ich stehle nicht. — Und was die Feigheit betrifft —“

„Du schlägst, für Geld, Menschen, die schwächer sind als Du!“

„Weil sie noch Schwächere gemißhandelt haben.“

„Handwerk einer feigen Seele!“

„Es giebt ehrlichere, ja, aber Dir kommt es nicht zu, mir das zu sagen.“

„Warum betreibst Du diese ehrlichen Gewerbe nicht, statt hier zu faulenzen und auf meine Kosten zu leben?“

„Ich gebe Dir die Fische, welche ich fange und das Geld, welches ich verdiene, — es ist nicht viel, aber genug; ich koste Dir nichts. Ich wollte Schlosser werden, um mehr zu verdienen, wenn man aber von Jugend auf sich auf dem Flusse und in dem Walde herumgetrieben hat, kann man nirgends anders aushalten; man ist lebenslang verdorben. Und dann,“ setzte Martial finster hinzu, „bin ich noch immer lieber allein auf dem Flusse und in dem Walde gewesen, — da fragt mich Niemand. Sonst überall fragt man mich nach meinem Vater und muß ich nicht sagen, daß er — geköpft worden? Muß ich nicht sagen, daß mein Bruder auf den Galeeren, daß meine Schwester eine Diebin ist?!“

„Und was sagst Du über Deine Mutter?“

„Ich sage —“

„Was?“

„Ich sage, sie sei — todt.“

„Daran thust Du Recht. — Ich verläugne Dich auch. — Dein Bruder ist im Bagno; Dein Vater und Dein Großvater sind auf dem Schaffot gestorben. — Statt sie zu rächen, zitterst Du —“

„Sie rächen?“

„Ja; Du solltest Dich als ächten Martial zeigen, dem Beile und dem rothen Kittel des Henkers trotzen und endigen wie Vater und Mutter, wie Bruder und Schwester —“

Martial schauderte unwillkührlich, so sehr er auch an ähnliche Aeußerungen seiner Mutter schon gewöhnt war.

Das Gesicht der Wittwe des Gerichteten war schrecklich in dem Augenblicke, als sie diese schauerlichen Worte sprach.

Mit steigender Wuth setzte sie hinzu:

„Du bist noch dümmer als feig! Ein ehrlicher Mann willst Du sein!? Ehrlich? Wirst Du nicht immer verachtet und zurückgestoßen werden als Sohn eines Mörders, als Bruder eines Galeerensträflings? Aber statt an Rache zu denken, fürchtest Du Dich! statt Dich zu vertheidigen, entfliehst Du. — Als sie Deinen Vater köpften, verließest Du uns, feige Memme! Und Du wußtest, daß wir die Insel nicht verlassen,

in das Städtchen nicht gehen konnten, ohne daß das Volk hinter uns her schrie und uns mit Steinen warf wie tolle Hunde! Dafür sollen sie uns büßen! Das sollen sie entgelten!"

„Ich fürchte mich vor keinem Menschen, ich fürchte mich nicht vor zehn; aber von Jedermann verwünscht zu werden als Sohn und Bruder eines Verurtheilten...! — Nein, ich konnte es nicht, lieber ging ich fort und trieb Wilddieberei mit Peter, dem Wildpretshändler."

„So hättest Du in Deinem Walde bleiben sollen."

„Ich bin zurückgekommen wegen meiner Sache mit dem Wildhüter und besonders — wegen der Kinder, weil sie in dem Alter waren, in welchem das Beispiel sie zum Bösen verleiten konnte."

„Was geht das Dich an?"

„Ich werde es nicht zugeben, daß sie werden wie meine andern Geschwister!"

„Nicht möglich!"

„Und sie würden es geworden sein, wenn sie allein hier bei Euch gewesen wären. Ich trat in die Lehre, um wo möglich so viel zu verdienen, daß ich die Kinder zu mir nehmen und die Insel verlassen könnte, aber in Paris weiß man Alles, — ich hieß überall der Sohn des Gerichteten, der Bruder des Sträflings, — ich hatte alle Tage Schlägereien und wurde es endlich überdrüssig —"

„Aber ehrlich zu sein, wurdest Du nicht überdrüssig; das bliebst Du, statt zu uns zu halten, statt zu handeln wie wir und wie die Kinder handeln werden, Dir zum Trotze, ja — Dir zum Trotze. — Du glaubst, sie durch Deine Predigten für Dich zu gewinnen, aber wir sind auch noch da. — Franz ist schon beinahe der unserige; — eine Gelegenheit und er gehört uns ganz."

„Ich sage, das geschieht nicht."

„Du wirst es ja sehen — oder ich will mich nicht darauf verstehen. — Im Grunde ist er schon unser; Du stehst ihm nur noch im Wege. Ist Amandine nur erst funfzehn Jahre alt, so wird sie schon allein dahin kommen, wohin sie kommen muß. Man hat uns mit Steinen geworfen, man hat uns verfolgt wie tolle Hunde, — nun soll man sehen, was unsere Familie

kann — Dich, feige Memme, ausgenommen —, denn Du nur machst uns Schande[1]."

„Das ist Schade —"

„Und da Du bei uns verderben könntest, so wirst Du Dich morgen von hier entfernen, um nie wieder zu kommen —"

Martial sah seine Mutter staunend an; nach einer kurzen Pause antwortete er sodann:

„Ihr habt absichtlich bei meiner Ankunft Streit mit mir gesucht —"

„Ja, um Dir zu zeigen, was Dich erwartet, wenn Du gegen unsern Willen hier bleiben wolltest, — eine Hölle, hörst Du? — eine Hölle! jeden Tag ein Zank und eine Prügelei, und wir werden nicht allein sein wie heute Abend; wir werden Freunde hier haben, die uns beistehen. — Du wirst Dich nicht acht Tage halten können."

„Ihr glaubt mich einzuschüchtern?"

„Ich sage Dir, was geschehen wird."

„Mir gleichviel, — ich bleibe."

„Du willst hier bleiben?"

„Ja."

„Gegen unsern Willen?"

„Gegen Euern Willen —"

„Lächerlich!"

„Ich sage Dir, daß ich hier bleiben werde, bis ich Mittel finde, mit den Kindern anderswo meinen Lebensunterhalt zu verdienen; stände ich allein, so würde ich ohne Sorgen sein und in den Wald zurückkehren, der Kinder wegen aber brauche ich mehr Zeit, zu finden, was ich suche — bis dahin bleibe ich."

„Du willst also bleiben, bis Du die Kinder mit Dir nehmen kannst?"

„So ist es."

„Die Kinder willst Du mitnehmen?"

„Wenn ich zu ihnen sage: kommt, so werden sie kommen, so schnell als sie laufen können; ich weiß es."

Die Wittwe zuckte die Achseln und entgegnete:

„So höre mich an. Ich habe Dir eben gesagt, Du wür-

---

1) Diese entsetzlichen Lehren sind leider nicht übertrieben. Man lese nur den trefflichen Bericht des Herrn von Bretignères über die Pönitentiaranstalt zu Mettray. (S. Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 12. März 1843.)

dest an diese Nacht denken und wenn Du noch hundert Jahre leben solltest. Ich will Dir erklären warum; aber bist Du wirklich entschlossen, von hier nicht fortzugehen?"

„Ja, tausend Mal ja!"

„Du wirst sogleich: nein, tausend Mal nein! sagen. Höre mich wohl an. — Weißt Du, welches Gewerbe Dein Bruder treibt?"

„Ich ahne es, mag es aber nicht wissen —"

„Du sollst es wissen; — er stiehlt."

„Desto schlimmer für ihn."

„Und für Dich."

„Für mich?"

„Er bricht ein, das kann ihn auf die Galeeren bringen; wir verbergen, was er stiehlt; wenn man es herausbekommt, werden wir als Hehler zu derselben Strafe verurtheilt und Du auch; man nimmt die ganze Familie zusammen und die Kinder werden auf die Straße hinausgestoßen, wo sie das Gewerbe Deines Vaters und Deines Großvaters eben so gut lernen werden wie hier."

„Ich als Hehler, als Euer Mitschuldiger verhaftet? Wer soll mir das beweisen?"

„Man weiß nicht, wie Du lebst; Du streichst überall umher, stehst in schlechtem Rufe und wohnst bei uns; wem willst Du beweisen, daß Du von unserm Stehlen und Hehlen nichts wüßtest?"

„Ich werde es beweisen."

„Wir werden Dich als unsern Mitschuldigen angeben —"

„Mich angeben? Und warum?"

„Um Dich dafür zu belohnen, daß Du gegen unsern Willen hier bleiben wolltest —"

„Eben wolltest Du mich auf die eine Weise in Furcht jagen, jetzt versuchst Du es auf eine andere; aber es hilft Dir nichts; ich werde beweisen, daß ich nie gestohlen habe. — Ich bleibe —"

„Du bleibst? So höre noch mehr. Erinnerst Du Dich, was im vorigen Jahre in der Weihnachtsnacht hier vorgegangen ist?"

„In der Weihnachtsnacht?" fragte Martial, der sich an nichts erinnern konnte.

„Denke nur nach! Denke nur nach! —"

„Ich erinnere mich an nichts.“

„Weißt Du nicht, daß an jenem Abende Roth-Arm einen gut gekleideten Mann hierherbrachte, der Ursache hatte sich zu verbergen?“

„Ja, jetzt erinnere ich mich; ich ging zu Bett und ließ ihn hier bei Euch zurück. Er kam in der Nacht in das Haus; vor Tagesanbruch brachte ihn Nicolaus nach St. Ouen.“

„Weißt Du es gewiß, daß Nicolaus ihn nach St. Ouen gebracht hat?“

„Ihr habt es mir am andern Morgen gesagt.“

„Du warst also in der Weihnachtsnacht hier?“

„Ja — nun?“

„In jener Nacht ist dieser Mann, der viel Geld bei sich hatte, in diesem Hause ermordet worden.“

„Er — hier?“

„Und beraubt und in dem Holzstalle begraben.“

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete Martial, der todtenbleich wurde und an dieses neue Verbrechen der Seinigen nicht glauben wollte. — „Du willst mich erschrecken. — Noch einmal, es ist nicht wahr.“

„Frage Deinen Liebling Franz, was er heute früh in dem Holzstalle gesehen hat.“

„Franz! Und was hat er gesehen?“

„Einen Fuß des Mannes, der aus der Erde hervorragt. — Nimm die Laterne, geh hin und überzeuge Dich selbst —“

„Nein,“ antwortete Martial, indem er seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn abwischte, — „nein, ich glaube Dir nicht. — Du sagst es nur, um ...“

„Um Dir zu beweisen, daß, wenn Du gegen unsern Willen bleibst, Du jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt bist, als Dieb und Mörder mit verhaftet zu werden; Du warst in der Weihnachtsnacht hier; wir werden behaupten, Du hättest uns bei dem Morde beigestanden. Wie willst Du das Gegentheil beweisen?“

„Gott! Gott!“ rief Martial aus, indem er beide Hände auf das Gesicht schlug.

„Wirst Du nun gehen?“ fragte die Wittwe mit höhnischem Lachen.

Martial war wie vom Donner getroffen; er zweifelte lei-

der nicht an dem, was seine Mutter ihm gesagt hatte; sein Umherstreifen und das Beisammenwohnen mit einer so verbrecherischen Familie mußten ihn wirklich in schrecklichen Verdacht bringen und dieser Verdacht konnte sich in den Augen der Justiz in Gewißheit verwandeln, wenn seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester ihn als ihren Mitschuldigen bezeichneten.

Die Wittwe weidete sich an der Niedergeschlagenheit ihres Sohnes.

„Du hast ein Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen; zeige uns an!"

„Ich sollte es eigentlich thun, — aber ich werde es nicht thun. — Ihr wißt es nur zu wohl."

„Ich sage es Deinetwegen. — Wirst Du nun gehen?"

Martial wollte versuchen, die Megäre zu rühren; mit minder rauher Stimme sagte er zu ihr:

„Mutter, ich halte Dich dieses Mordes nicht für fähig —"

„Wie Du willst, mach' nur, daß Du fortkommst —"

„Ich werde gehen, aber unter einer Bedingung —"

„Keine Bedingung!"

„Gieb die Kinder in die Lehre, — weit weg von hier —, irgendwo in der Provinz."

„Sie werden hier bleiben —"

„Was nützt es Dir, wenn sie geworden sind, wie die ältere Schwester, wie Nicolaus, wie Ambrosius und mein Vater?"

„Sie werden mir helfen, manchen guten Fang zu machen. — Wir sind unserer nie zu viele. — Deine Schwester bleibt hier bei mir, um die Wirthschaft mit zu führen; Nicolaus ist allein; Franz und Amandine können ihm beistehen, sobald sie abgerichtet sind; man hat sie auch mit Steinen geworfen, ob sie gleich noch klein sind; sie müssen sich rächen —"

„Mutter, Du liebst Kürbiß und Nicolaus, nicht wahr?"

„Nun?"

„Wenn die Kinder werden wie diese, wenn Euere und ihre Verbrechen herauskommen —"

„Nun?"

„So sterben sie auf dem Schaffot, wie mein Vater —"

„Nun? Nun?"

„Zitterst Du nicht vor ihrem Schicksale?"

„Ihr Schicksal wird das meinige sein, nicht besser und

nicht schlechter. — Ich stehle, — sie stehlen; ich morde, — sie morden; wer die Mutter nimmt, wird auch die Kinder nehmen. — Wir werden uns nicht von einander trennen. Fallen unsere Köpfe, so sollen sie in einen Korb fallen und da von einander Abschied nehmen. — Wir weichen nicht zurück; Du allein bist der Feige in der Familie und wir verjagen Dich; — geh' und packe Dich!"

„Aber die Kinder? Die Kinder?"

„Die Kinder werden groß werden; sie wären schon anders, wenn Du nicht in das Haus gekommen. Franz ist so ziemlich schon bereit; sobald Du fort bist, wird auch Amandine die verlorene Zeit bald einholen —"

„Mutter, ich beschwöre Dich, schicke die Kinder weit weg von hier in die Lehre."

„Wie oft soll ich Dir's sagen, daß sie ihre Lehrzeit hier bestehen werden?"

Die Wittwe des Gerichteten sprach die letztern Worte in einem so entschiedenen, unerbittlichen Tone, daß Martial die Hoffnung verlor, ihr Eisenherz zu erweichen.

„Nun, da es so ist," sagte er ebenfalls kurz und entschlossen, „so höre Du mich auch an, Mutter; — ich bleibe."

„Ah!"

„Nicht in diesem Hause, denn hier würde mich der Bruder erschlagen oder die Schwester vergiften; aber ich werde, da ich nicht Geld genug besitze, um mir eine Wohnung mit den Kindern zu miethen, in dem Schuppen am Ende der Insel wohnen; die Thüre ist fest und ich werde sie noch fester machen. — Bin ich erst da, wohl verbarricadirt, mit meiner Flinte, meinem Stocke und meinem Hunde, so fürchte ich Niemanden. — Morgen früh nehme ich die Kinder mit mir; den Tag über bleiben sie mit mir in einem Boote oder wo ich sonst bin; Abends schlafen sie bei mir in der Hütte; wir nähren uns von meinem Fischfange, so lange bis es mir gelungen ist, sie unterzubringen und es wird mir gelingen."

„So ist es?"

„Weder Du, noch Kürbiß, noch Nicolaus könnt das verhindern, nicht wahr? Wenn man Euere Räubereien und Mordthaten während meiner Anwesenheit auf der Insel entdeckt, — desto schlimmer, so setze ich mich der Gefahr aus; ich werde es nicht verschweigen, warum ich zurückgekehrt, warum ich geblie-

ben bin, wegen der Kinder, — damit sie nicht auch Diebe würden, — und man mag dann das Urtheil sprechen. Aber das Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn ich die Insel verlasse und wenn die Kinder noch einen Tag länger in dem Hause bleiben. — Ja, und ich trotze Euch Allen; jagt mich von der Insel fort, versucht es!"

Die Wittwe kannte die Entschlossenheit Martial's; die Kinder liebten ihren ältern Bruder eben so wie sie die Mutter fürchteten; sie folgten ihm sicherlich dahin, wohin er sie führte. Er selbst, gut bewaffnet, fest entschlossen, immer auf seiner Hut, am Tage in dem Boote, während der Nacht in der Hütte am Ende der Insel verschanzt und verbarricadirt, hatte von den schlimmen Plänen seiner Familie nichts zu fürchten.

Das Vorhaben Martial's konnte demnach recht wohl ausgeführt werden; aber die Wittwe hatte viele Gründe, diese Ausführung zu verhindern.

Erstens zählte die Wittwe auf Amandine und Franz zur Unterstützung bei ihren Verbrechen, wie die ehrlichen fleißigen Handwerker bisweilen die Zahl ihrer Kinder für einen Segen Gottes, für einen Reichthum halten, wegen der Hilfe, die sie ihnen bei ihrer Arbeit leisten müssen.

Dann war es wahr, was sie von ihrer Absicht gesagt hatte, ihren Mann und ihren Sohn zu rächen. Manche Menschen, die im Verbrechen aufgezogen, alt geworden und verhärtet sind, treten in offener Empörung, mit erbittertem Kriege gegen die Gesellschaft auf und glauben durch neue Verbrechen sich wegen der gerechten Strafe zu rächen, welche sie oder die Ihrigen getroffen hat.

Endlich konnten die Absichten des Nicolaus gegen Marien-Blume und später gegen die Mäklerin durch die Anwesenheit Martial's vereitelt werden. Die Wittwe hatte gehofft, eine sofortige Trennung zwischen ihr und Martial herbeizuführen, entweder wenn sie Nicolaus zum Zanke gegen ihn aufreize oder wenn sie ihm mittheile, daß er sich der Gefahr aussetze, für einen Mitschuldigen ihrer Verbrechen zu gelten, wenn er durchaus auf der Insel bleibe.

Die Wittwe war indeß so schlau als scharfsinnig und fühlte, als sie einsah, daß sie sich in ihrer Erwartung getäuscht hatte, daß sie zu einem scheuslichen Mittel greifen müsse, um ihren Sohn in eine blutige Schlinge fallen zu lassen. Sie

fuhr demnach nach einer langen Pause und mit erheuchelter Bitterkeit fort:

„Ich sehe Deinen Plan; Du willst uns nicht selbst anzeigen, sondern durch die Kinder anzeigen lassen.“

„Ich?“

„Sie wissen jetzt, daß ein Mensch hier begraben worden ist; sie wissen, daß Nicolaus gestohlen hat ... Sind sie in die Lehre gegeben, so werden sie davon reden, man wird uns ergreifen und wir werden Alle, Du mit uns, in das Gefängniß wandern; das würde geschehen, wenn ich auf Dich hörte, wenn ich Dich die Kinder irgendwo unterbringen ließe. — Und doch sagst Du, Du wolltest uns nichts Schlimmes zufügen! Ich verlange nicht, daß Du mich lieben sollst, — aber beschleunige wenigstens den Augenblick unserer Verhaftung nicht.“

Der weicher gewordene Ton der Wittwe brachte Martial zu dem Glauben, seine Drohungen hätten einen heilsamen Eindruck auf sie gemacht; er ging in eine schreckliche Schlinge.

„Ich kenne die Kinder,“ fuhr er fort, „und bin überzeugt, daß sie nichts sagen werden, wenn man ihnen Schweigen anempfiehlt. Uebrigens werde ich ja immer bei ihnen sein und ich stehe für ihr Schweigen.“

„Kann man denn für die Worte eines Kindes bürgen, namentlich in Paris, wo man so neugierig und so schwatzhaft ist! Ich will sie hier behalten, damit sie uns bei unsern Unternehmungen unterstützen und auch damit sie uns nicht verrathen können.“

„Gehen sie nicht bisweilen in das Städtchen und nach Paris? Wer hindert sie zu reden, wenn sie etwas zu reden haben? Wenn sie weit weg von hier wären, würde es ganz anders sein; es hätte keine Gefahr, was sie auch sagten —“

„Weit von hier und wo?“ fragte die Wittwe, indem sie ihren Sohn unverwandt ansah.

„Laß sie mich mitnehmen, — es liegt Dir doch wenig daran.“

„Wie willst Du mit ihnen leben können?“

„Mein ehemaliger Schlossermeister ist ein braver Mann; ich werde ihm sagen, was zu sagen ist und vielleicht leiht er mir etwas der Kinder wegen; damit bringe ich sie weit weg in die Lehre. — Nach zwei Tagen brechen wir auf und Ihr werdet nie wieder etwas von mir hören —“

„Nein, — sie bleiben hier; ich habe sie so mehr in meiner Gewalt.“

„So nehme ich morgen mein Quartier in der Hütte — bis auf bessere Zeiten. — Ich habe auch einen harten Kopf —“

„Ich weiß es wohl und wollte Du wärst, wo der Pfeffer wächst! Warum bist Du nicht in dem Walde geblieben?“

„Ich erbiete mich ja, Euch von mir und den Kindern zu befreien —“

„Du willst also die Wölfin verlassen, die Du so sehr liebst?“ fragte die Wittwe plötzlich.

„Das ist meine Sache; ich weiß, was ich zu thun habe; ich habe meine Idee —“

„Ihr würdet also Paris nie wieder betreten, wenn ich Dich mit den Kindern fortgehen ließe?“

„Vor drei Tagen würden wir fort und für Euch todt sein.“

„Das ist mir immer noch lieber, als Dich hier zu haben und vor den Kindern stets auf der Hut sein zu müssen. — Nimm sie also mit, — ich füge mich. — Macht, daß Ihr so bald als möglich fortkommt und daß ich Euch nie wiedersehe! —“

„Abgemacht?“

„Ja. — Gieb mir den Schlüssel zum Keller, damit ich den Nicolaus herauslassen kann —“

„Nein; erst muß er seinen Rausch ausschlafen; den Schlüssel gebe ich Dir morgen früh.“

„Und Deine Schwester?“

„Das ist etwas anderes; laß sie heraus, wenn ich fort bin; ich mag sie nicht sehen —“

„Geh und möge Dich der Teufel holen!“

„Ist das Dein Gute-Nacht-Wunsch, Mutter?“

„Ja —“

„Zum Glück ist es der letzte,“ sagte Martial.

„Der letzte,“ wiederholte die Wittwe.

Ihr Sohn zündete ein Licht an, dann öffnete er die Küchenthüre und pfiff seinem Hunde, der freudig hereinkam und seinem Herrn in das obere Stockwerk des Hauses folgte.

„Geh. — Deine Rechnung ist gut!“ murmelte die Mutter, indem sie hinter ihrem Sohne die Faust ballte; „Du hast es selbst gewollt.“

Dann öffnete sie mit ihrer Tochter, die eine Anzahl Dieteriche und Nachschlüssel hatte, die Thüre des Kellers, in welchem sich Nicolaus befand und ließ diesen heraus.

IX.

Franz und Amandine.

Franz und Amandine schliefen in einer Kammer unmittelbar über der Küche am Ende eines Ganges, auf welchen sich mehrere Stuben öffneten, die den Stammgästen des Wirthshauses als „Gesellschaftszimmer" dienten.

Die beiden Kinder hatten, nachdem sie ihr frugales Abendbrod verzehrt, statt, wie die Mutter ihnen befohlen, die Laterne auszulöschen, gewacht und die Thüre halb offen gelassen, um auf ihren Bruder Martial zu warten.

Die Laterne stand auf einem lahmen Schemel und warf ein bleiches Licht auf die durchscheinenden Hornseiten.

Mit Kalk beworfene Wände, ein schlechtes Lager für Franz, ein altes kleines viel zu kurzes Kinderbett für Amandine, ein Haufen von Stuhl- und Banküberresten, welche von den unruhigen Gästen des Wirthshauses zerschlagen worden waren, weiter sah man in der Kammer nichts.

Amandine saß auf dem Rande des Lagers ihres Bruders und suchte das gestohlene Tuch, das Geschenk ihres Bruders Nicolaus, zierlich um den Kopf zu binden.

Franz kniete vor seiner Schwester und hielt ihr ein Spiegelstück vor; sie hatte eben den Kopf halb zur Seite gewendet und zupfte eine dicke Rosette an der Schleife, die sie von den Zipfeln des Tuches gebunden hatte.

Franz, der diesen Putz sehr bewunderte, versäumte einen Augenblick, das Spiegelstück so zu halten, daß die Schwester ihr Gesicht darin sehen konnte.

„Halte doch den Spiegel höher," sagte Amandine; „ich sehe mich ja nicht mehr. — So — nun warte noch ein Weil-

chen; jetzt bin ich fertig. Sieh mich einmal an! Wie gefällt Dir's?"

„Sehr gut, sehr gut. — Und die schöne Schleife! Du wirst mir so eine an meinem Halstuche binden, nicht wahr?"

„Ja, gleich, — erst muß ich aber ein Bischen umhergehen. — Du gehst vor mir — rückwärts und hältst immer den Spiegel hoch, so daß ich mich im Gehen sehen kann —"

Franz führte nach besten Kräften dieses schwierige Manöver zur großen Zufriedenheit Amandinens aus, die sich an ihrem Putze nicht satt sehen konnte und mit freudigem Stolze einherschritt.

Diese Koketterie, die bei jedem andern Umstande sehr unschuldig und sehr naiv gewesen sein würde, wurde tadelnswerth, da, wie die Kinder wohl wußten, die Tücher gestohlen waren. Es ist dies wieder ein Beweis von der entsetzlichen Leichtigkeit, mit welcher Kinder, fast ohne daß sie es wissen, verdorben werden, wenn sie fortwährend in einer unreinen Atmosphäre zubringen müssen.

Ueberdies war der einzige Führer und Lehrer dieser unglücklichen Kinder, ihr Bruder Martial, selbst nicht ohne Tadel, wie schon gesagt; wenn er auch nicht zu stehlen und zu morden vermochte, so führte er doch nichts destoweniger ein unstätes, regelloses Leben. Ohne Zweifel empörten ihn die Verbrechen seiner Familie; er liebte die beiden Kinder zärtlich, er vertheidigte sie gegen Mißhandlungen, suchte sie dem verderblichen Einflusse seiner Familie zu entziehen, aber seine Ermahnungen gewährten den Kleinen nur geringen Schutz, da sie sich nicht auf Lehren einer strengen bestimmten Moral stützten. Sie weigerten sich, gewisse schlechte Handlungen zu begehen, nicht aus Rechtschaffenheit, sondern um Martial zu gehorchen, den sie liebten, und um gegen den Willen ihrer Mutter zu handeln, die sie fürchteten und haßten.

Sie hatten keine Begriffe von Recht und Unrecht, da ihnen jeden Tag abscheuwürdige Beispiele vor Augen lagen, denn das Wirthshaus wurde von dem Auswurfe des gemeinsten Pöbels besucht und war der Schauplatz gemeiner Orgien und Ausschweifungen, und gegen diese schmutzigen Saturnalien hatte Martial nichts einzuwenden.

Man erkennt daraus, wie zweifelhaft, wie schwankend und unsicher der moralische Instinct der Kinder, namentlich bei Franz

war, der jenen gefährlichen Punkt erreicht hatte, wo die Seele zwischen dem Guten und dem Schlechten unentschieden hin- und herschwankt und in einem Augenblicke für immer verloren gehen oder auch gerettet werden kann.

— — — — — — — — — — — —

„Wie schön Dir dieses rothe Tuch steht, Schwester!" fuhr Franz fort; „ach, das ist hübsch! Wenn wir vor dem Gipsofen drüben am Ufer spielen, mußt Du es so umbinden, damit die Kinder des Kalkbrenners neidisch werden, die uns immer mit Steinen werfen und kleine Gerichtete nennen. — Ich binde auch mein schönes rothes Halstuch um und dann sagen wir zu ihnen: Ihr habt doch nicht so schöne seidene Tücher als wir!"

„Aber, Franz —," antwortete Amandine nach kurzem Nachdenken, „wenn sie wüßten, daß die Tücher, die wir tragen, gestohlen sind, würden sie uns kleine Diebe schimpfen —"

„Sie mögen sich hüten!"

„Wenn es nicht wahr ist, mögen sie uns immer Diebe nennen, aber jetzt —"

„Nicolaus hat uns die Tücher gegeben, wir haben sie nicht gestohlen —"

„Ja, aber Nicolaus hat sie auf einem Boote weggenommen und Bruder Martial sagt, man dürfe nicht stehlen —"

„Nicolaus hat ja gestohlen, das geht uns nichts an."

„Meinst Du, Franz?"

„Gewiß —"

„Lieber wäre mir es doch, der Mann hätte mir das Tuch gegeben, dem sie gehörten. — Und Du, Franz?"

„Mir ist es einerlei. — Man hat uns die Tücher geschenkt und sie sind unser."

„Weißt Du das gewiß?"

„Nun freilich, sei doch ruhig darüber."

„Desto besser, so thun wir nichts, was Martial uns verbietet und haben doch schöne Tücher."

„Wenn er es wüßte, Amandine, daß Du letzthin das carrirte Tuch aus dem Packet des Herumträgers nehmen mußtest, als er sich umgedreht hatte!"

„Ach, Franz, erwähne das nicht!" sagte das arme Kind, dessen Augen sich mit Thränen erfüllten. — „Der Bruder Mar-

tial wäre im Stande, mich nicht mehr zu lieben — uns hier allein zu lassen —"

„Fürchte Dich nicht, — werde ich es ihm erzählen? Ich lachte —"

„Lache nicht darüber, Franz, es hat mir so leid gethan, aber ich mußte, die Schwester knipp mich bis auf's Blut und dann machte sie mir so fürchterliche Augen. — Zweimal verging mir der Muth, — ich glaubte, ich würde es nicht thun können. — Der Herumträger bemerkte aber nichts und die Schwester hat das Tuch behalten. — Wenn er mich ertappt hätte, Franz, wäre ich in das Gefängniß gekommen —"

„Man hat Dich nicht ertappt und es ist so gut, als hättest Du nicht gestohlen —"

„Meinst Du?"

„Nun freilich!"

„Wie schrecklich muß es im Gefängnisse sein!"

„Im Gegentheile ..."

„Wie, Franz, im Gegentheile?"

„Du kennst doch den dicken Lahmen, der in Paris bei dem Vater Micou, dem Hehler des Bruders Nicolaus wohnt?"

„Einen dicken Lahmen?"

„Nun ja, er kam zu Ende des Herbstes hierher, da ihm Micou aufgetragen hatte, einen Affenführer und zwei Weiber zu uns zu führen —"

„Ja, ja, der dicke Lahme, der so viel Geld verthat!"

„Er bezahlte für Alle. — Erinnerst Du Dich der Spazierfahrten auf dem Wasser? Ich ruderte sie und der Affenführer hatte seine Drehorgel mitgenommen, um Musik zu machen."

„Abends brannten sie das schöne Feuerwerk ab —"

„Der dicke Lahme war nicht geizig; er gab mir zehn Sous! Er trank nur Wein aus versiegelten Flaschen; bei jeder Mahlzeit mußte Huhn dabei sein; er hat wenigstens 80 Frcs. bezahlt."

„So viel, Franz?"

„Ja —"

„So war er wohl recht reich?"

„Nein, Alles, was er ausgab, war Geld, das er in dem Gefängnisse verdient hatte, aus dem er eben entlassen worden war —"

„Er hatte alles dies Geld im Gefängnisse verdient?"

„Ja, er sagte, er habe noch 700 Frcs. und wenn er damit fertig sei, werde er wieder stehlen und wenn man ihn ertappte, so sei es ihm einerlei, weil er dann wieder in das Gefängniß komme —"

„Er fürchtete sich also nicht vor dem Gefängnisse, Franz?"

„Im Gegentheil, er sagte zu unserer Schwester, es wären da eine große Menge Freunde und sie lebten ganz vergnügt mit einander, er hätte in seinem Leben kein besseres Bett und kein besseres Essen gehabt als in dem Gefängnisse, — viermal in der Woche gutes Fleisch, den ganzen Winter Feuer und bei der Entlassung ein hübsches Sümmchen Geld, während dumme ehrliche Arbeiter fast verhungern und erfrieren müßten —"

„Das sagte der dicke Lahme, Franz?"

„Ich habe es selbst gehört, weil ich ruderte, als er der Schwester und den beiden Frauenzimmern erzählte, die sagten, es sei in dem Weibergefängnisse, aus dem sie kämen, eben so —"

„So muß es doch nicht so schlecht sein zu stehlen, da man sich in dem Gefängnisse so wohl befindet?"

„Ich weiß nicht, — nur der Bruder Martial sagt, es sei schlecht zu stehlen, — vielleicht irrt er sich —"

„Wir müssen ihm doch glauben, Franz, denn er meint es so gut mit uns —"

„Ja, er liebt uns, das ist wahr; wenn er da ist, brauchen wir uns vor Schlägen nicht zu fürchten. — Wenn er heute Abend da gewesen wäre, würde mich die Mutter nicht so geprügelt haben, die alte Hexe! Ach, ich hasse die Mutter, ich hasse sie und möchte groß sein, um ihr alle Schläge wiedergeben zu können, mit denen sie uns tractirt hat, Dich zumal, da Du nicht so viel aushalten kannst als ich —"

„Franz, rede nicht so, — mich schaudert es, wenn Du sagst, Du wolltest die Mutter schlagen," entgegnete die arme Kleine weinend, indem sie die Arme um den Hals ihres Bruders schlang.

„Es ist aber doch wahr," sprach Franz, indem er sich sanft von Amandinen losmachte, „warum sind die Mutter und die Schwester immer so böse gegen uns?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Amandine, welche die Augen mit dem Rücken der Hand abwischte, „vielleicht weil man

den Bruder Ambrosius auf die Galeeren gebracht und den Vater geköpft hat, sind sie ungerecht gegen uns —"

„War das unsere Schuld?"

„Mein Gott, nein, aber warum sonst?"

„Wenn ich immer und immer Schläge bekommen soll, so werde ich am Ende doch lieber stehlen, wie sie es wollen. — Was hilft es mir, daß ich nicht stehle?"

„Und was würde Martial sagen?"

„Wäre er nicht, ich hätte schon längst Ja gesagt, denn ich bin es überdrüssig, immer geschlagen zu werden. — Siehst Du, die Mutter ist nie so böse gewesen wie heute Abend; sie war wie eine Furie; — es war stockfinster, — sie sagte kein Wort, — ich fühlte nur ihre kalte Hand am Halse, während sie mich mit der andern schlug und dann war es mir, als funkelten ihre Augen im Dunkel —"

„Armer Franz! — Weil Du gesagt hattest, Du hättest einen Todtenknochen in dem Holzstalle gesehen!"

„Ja, es guckte ein Fuß aus der Erde," sagte Franz, der vor Schrecken schauderte, — „ich habe es ganz deutlich gesehen —"

„Vielleicht ist sonst ein Kirchhof hier gewesen, nicht wahr?"

„Wahrscheinlich, aber warum sagte da die Mutter, sie würde mich todtschlagen, wenn ich etwas von dem Todtenknochen gegen den Bruder Martial erwähnte? Vielleicht ist gar Jemand im Streite hier erschlagen worden und man hat ihn da eingescharrt, damit Niemand etwas davon erfahre —"

„Du hast Recht, denn, erinnerst Du Dich? ein solches Unglück ist schon einmal beinahe geschehen —"

„Wann denn?"

„Weißt Du, als Barbillon dem Großen, der so dürr, so dürr ist, daß er sich für Geld sehen läßt, einen Messerstich gab —"

„Ach ja, das wandelnde Skelett, wie sie ihn nennen; die Mutter kam dazu und trennte sie, sonst würde Barbillon den Dürren vielleicht ermordet haben. Hast Du gesehen, wie der Barbillon schäumte und wie ihm die Augen fast aus dem Kopfe heraustraten?"

„Der giebt Einem einen Messerstich wegen gar nichts —"

„So jung und so schlecht, Franz!"

„Der kleine Lahme ist noch jünger und würde wenigstens eben so schlecht sein, wenn er stark genug wäre —"

„Ach ja, er ist sehr schlecht. — Letzthin hat er mich geschlagen, weil ich nicht mit ihm spielen wollte —"

„Er hat Dich geschlagen? Gut, sobald er wieder kommt —"

„Nein, nein, siehst Du, Franz, es war nur im Spaße —"

„Gewiß?"

„Ja, gewiß."

„Das ist sein Glück, sonst — Aber ich weiß nicht, wie der Junge es anfängt, immer so viel Geld zu haben. Als er einmal mit der Eule daher kam, zeigte er uns Goldstücke von 20 Frcs. Wie spöttisch sagte er: Ihr würdet auch Geld haben, wenn Ihr nicht so dumm wäret."

„Ja, das ist wahr."

„Vierzig Francs in Gold! Wie viele schöne Sachen wollte ich dafür kaufen! — Und Du, Amandine?"

„Ich auch."

„Was würdest Du Dir kaufen?"

„Wart' einmal," antwortete das Mädchen, indem es nachdenkend das Köpfchen sinken ließ, „zuerst würde ich für meinen Bruder Martial einen guten warmen Rock kaufen, damit er in seinem Boote nicht friere."

„Aber für Dich — für Dich!"

„Ich möchte gern einen kleinen Jesus von Wachs mit dem Schäfchen und dem Kreuze haben, wie ich es bei dem Gipsfigurenhändler am Sonntage gesehen, weißt Du? vor der Kirche in Asnières —"

„Wenn es nur Niemand der Mutter oder der Schwester sagt, daß man uns in der Kirche gesehen hat!"

„Ja, das ist wahr, sie hat es uns immer so streng verboten, dahin zu gehen. — Es ist Schade, denn es gefällt mir sehr in der Kirche, Dir auch, Franz?"

„Ja. — Welche schöne silberne Leuchter!"

„Und das Bild der heiligen Jungfrau! Wie gut sie aussieht!"

„Und die schönen Lampen — hast Du gesehen? Und das schöne Tuch auf dem großen Tische hinten, an welchem der Priester die Messe las mit seinen beiden Freunden, die eben so angezogen waren wie er, und die ihm Wasser und Wein gaben?"

„Erinnerst Du Dich noch, Franz, als wir im vorigen Jahre alle kleinen Communicantinnen mit den weißen Schleiern hier über die Brücke gehen sahen?"

„Sie hatten so schöne Blumensträuße!"

„Und wie lieblich sie sangen, während sie die Bänder ihrer Fahne hielten!"

„Und wie die Silberstickerei auf ihrer Fahne in der Sonne blitzte! Das mußte viel Geld gekostet haben!"

„Ach, wie schön das war, nicht wahr, Franz?"

„Und die jungen Communicanten mit den weißen Atlaspüffchen am Arme und den Kerzen mit rothsammetnem Griff!"

„Sie hatten auch ihre Fahne, nicht wahr, Franz? Ach und wie hat mich die Mutter an diesem Tage geschlagen, weil ich fragte, warum wir nicht auch bei der Prozession wären wie die andern Kinder!"

„Ja, damals hat sie es uns verboten, in eine Kirche zu gehen, wenn wir in dem Städchen oder in Paris wären, wir müßten denn den Armenstock bestehlen oder Taschendieberei treiben wollen, während die Leute die Messe hörten, setzte die Schwester lachend hinzu, so daß man ihre langen gelben Zähne sah."

„In einer Kirche zu stehlen, Franz! Das könnte ich um keinen Preis thun."

„Hier oder dort, das bleibt sich gleich, wenn man einmal stehlen will."

„Ich weiß es doch nicht, — in der Kirche würde ich doch mehr Furcht haben, — ich könnte es nicht."

„Wegen der Priester —"

„Nein, — vielleicht wegen des Bildes der heiligen Jungfrau, die so mild und so gütig aussieht."

„Was sollte Dir denn das Bild thun! Wie dumm Du bist!"

„Es würde mir freilich nichts thun, aber ich könnte es doch nicht; — es ist nicht meine Schuld."

„Bei den Priestern fällt mir ein, Amandine, daß Nicolaus mir einmal tüchtige Ohrfeigen gab, weil er gesehen hatte, daß ich einen Geistlichen gegrüßt; ich glaubte nichts Böses zu thun; andere Leute grüßten ihn und so that ich es auch."

„Ja, ich erinnere mich und der Bruder Martial sagte

auch, wie Nicolaus, wir brauchten die Geistlichen nicht zu grüßen."

In diesem Augenblicke hörten Franz und Amandine auf dem Gange gehen.

Martial begab sich ohne Argwohn nach der Unterredung mit seiner Mutter in sein Schlafgemach, weil er glaubte, Nicolaus sei bis zum andern Morgen eingeschlossen.

Als er einen Lichtstreifen aus der Kammer der Kinder durch die angelehnte Thüre herausfallen sah, trat Martial zu ihnen hinein.

Beide liefen ihm entgegen und er küßte sie zärtlich.

„Nun, ihr kleinen Plaudermäuler, Ihr habt Euch noch nicht niedergelegt?"

„Nein, Bruder, wir warteten auf Dich, um Dir guten Abend zu sagen," antwortete Amandine.

„Und dann hörten wir auch unten sehr stark reden, als wenn Zank wäre," setzte Franz hinzu.

„Ja," sagte Martial, „ich hatte Streit mit Nicolaus, aber es ist nichts. Uebrigens freue ich mich, Euch noch auf zu finden, da ich Euch eine gute Nachricht mitzutheilen habe."

„Uns, Bruder?"

„Würdet Ihr gern von hier fort und mit mir anderswohin gehen — fort, weit fort?"

„Ja, Bruder."

„Ja, Bruder."

„Nun, nach zwei oder drei Tagen verlassen wir alle drei die Insel —"

„Welches Glück!" rief Amandine aus, die freudig in die Hände klatschte.

„Und wohin gehen wir?" fragte Franz.

„Das wirst Du wohl sehen; wir gehen an einen Ort, wo Du ein gutes Handwerk lernst, mit dem Du Dir Deinen Lebensunterhalt verdienen kannst. — So viel ist gewiß."

„Ich soll nicht mehr mit Dir fischen?"

„Nein, mein Sohn, Du trittst in die Lehre bei einem Tischler oder Schlosser; Du bist stark und gewandt und wenn Du fleißig arbeitest, wirst Du nach einem Jahre schon etwas verdienen. — Nun? Du scheinst damit gar nicht zufrieden zu sein?"

„Ich —, ich — Bruder —"

„Nun, so rede —"

„Ich möchte Dich lieber nicht verlassen, sondern lieber mit Dir fischen, Deine Netze ausbessern, als ein Handwerk lernen."

„Wirklich?"

„O, den ganzen Tag in einer Werkstatt eingesperrt zu sein, das ist traurig, und dann — Lehrling zu sein — das ist langweilig!"

Martial zuckte die Achseln.

„Nicht wahr, es ist besser faul zu sein und sich zwecklos umher zu treiben," sagte er mit strengem Ernst, „bis man ein Dieb wird."

„Nein, Bruder, aber ich möchte anderswo mit Dir so leben, wie hier, weiter nichts."

„Ja, essen, trinken, schlafen, zur Unterhaltung fischen, nicht wahr?"

„Das würde mir allerdings besser gefallen —"

„Wohl möglich, — aber etwas Anderes wird Dir auch gefallen. — Siehst Du, armer Franz, es wird hohe Zeit, daß ich Dich von hier wegbringe; Du würdest, ohne daß Du es merkst, so schlecht werden wie die Andern. — Die Mutter hat Recht, — ich fürchte, daß Du von dem Laster bereits angesteckt bist. — Und Du, Amandine, möchtest Du nicht etwas lernen?"

„O ja, Bruder, ich möchte gern etwas lernen; ich will Alles thun, wenn ich nur nicht hier zu bleiben brauche. Ich würde so gern mit Dir und Franz fortgehen!"

„Aber was hast Du da auf dem Kopfe, Mädchen?" fragte Martial, als er den prächtigen Kopfputz Amandinens bemerkte.

„Ein Tuch, das Nicolaus mir geschenkt hat."

„Er hat mir auch eins gegeben," fiel Franz stolz ein.

„Woher sind diese Tücher? Ich bezweifle, daß Nicolaus sie gekauft hat, um sie Euch zu schenken."

Die beiden Kinder ließen den Kopf sinken, ohne zu antworten.

Nach einer Secunde endlich sagte Franz entschlossen:

„Nicolaus hat sie uns gegeben; wir wissen nicht, woher er sie hat, nicht wahr, Amandine?"

„Nein, — nein, — Bruder," setzte Amandine stotternd und hocherröthend hinzu und sie wagte es nicht die Augen aufzuschlagen.

„Lügt nicht!“ sprach Martial ernst.

„Wir lügen nicht,“ antwortete Franz keck.

„Amandine, sage Du mir die Wahrheit,“ fuhr Martial sanft fort.

„Nun, um die Wahrheit zu sagen,“ entgegnete das Mädchen schüchtern, „diese schönen Tücher sind aus der Kiste, welche Nicolaus heute Abend auf seinem Boote mitgebracht hat.“

„Und die er gestohlen hat?“

„Ich glaube es, Bruder —“

„Siehst Du, Franz, Du hast gelogen,“ sagte Martial.

Der Knabe ließ den Kopf sinken, ohne zu antworten.

„Gieb mir das Tuch, Amandine, und Du, Franz, gieb mir auch das Deinige.“

Das Mädchen nahm das Tuch ab, betrachtete noch einmal die schöne Schleife und übergab es Martial mit einem unterdrückten Seufzer.

Franz nahm sein Tuch langsam aus der Tasche und übergab es, wie seine Schwester, Martial.

„Morgen früh“, sagte dieser, „werde ich die Tücher dem Nicolaus zurückgeben; Ihr hättet sie gar nicht nehmen sollen, meine Kinder; wer von einem Diebstahle etwas benutzt, ist so schlimm wie der Dieb selbst.“

„Es ist Schade, die Tücher waren so hübsch!“ fiel Franz ein.

„Wenn Du durch Arbeit selbst Geld verdienst, wirst Du Dir eben so schöne kaufen. Jetzt legt Euch nieder, es ist schon spät, Ihr Kinder.“

„Du bist nicht böse, Bruder?“ fragte Amandine schüchtern.

„Nein, mein Kind, — es ist ja nicht Euere Schuld. — Ihr lebt bei schlechten Menschen und handelt wie sie, ohne daß Ihr es wißt. Wenn Ihr bei rechtlichen Leuten sein werdet, werdet Ihr wie diese handeln, und das soll bald geschehen — oder der Teufel soll mich holen! Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Bruder!“

Martial küßte die Kinder.

Sie blieben allein.

„Was hast Du nur, Franz? Du siehst ja ganz traurig aus!“ sagte Amandine.

„Der Bruder hat mir das schöne Tuch genommen und dann, hast Du nicht gehört —?“

„Was?"

„Er will uns mit fortnehmen, um uns in die Lehre zu geben."

„Macht Dir das kein Vergnügen?"

„Wahrhaftig nicht —"

„Du willst hier lieber alle Tage geprügelt werden?"

„Ich bekomme Schläge, aber ich arbeite doch auch nicht, ich bin den ganzen lieben Tag in dem Boote oder fange Fische oder spiele oder bediene die Gäste, die mir bisweilen etwas geben, wie der dicke Lahme; das ist viel unterhaltender, als von früh bis Abends in einer Werkstatt eingesperrt zu sein und arbeiten zu müssen wie ein Hund."

„Hast Du aber nicht auch gehört, daß der Bruder sagte, wir würden schlechte Menschen werden, wenn wir noch länger hier blieben?"

„Das ist mir ganz einerlei, da die andern Kinder uns schon kleine Diebe, kleine Geköpfte nennen. — Und dann — das Arbeiten ist zu langweilig —"

„Aber hier werden wir immer geschlagen."

„Man schlägt uns, weil wir lieber auf Martial hören als auf die Andern."

„Er ist so gut gegen uns!"

„Er ist gut, ja, er ist gut, und ich liebe ihn auch. — Man wagt es nicht, in seiner Gegenwart uns etwas zu Leide zu thun, — er nimmt uns mit spazieren, — aber das ist auch Alles, — er giebt uns nie etwas."

„Er hat ja nichts; was er verdient, giebt er der Mutter für das Essen —"

„Nicolaus hat etwas. — Wenn wir auf ihn hörten und auf die Mutter, würden sie uns das Leben nicht so schwer machen, sondern schöne Sachen geben wie heute; sie würden nicht mehr mißtrauisch gegen uns sein und wir hätten Geld wie der kleine Lahme."

„Aber, mein Gott, dann müßten wir ja auch stehlen und das würde unserm Bruder Martial so leid thun!"

„Desto schlimmer."

„Ach, Franz, und wenn man uns ertappte, müßten wir in das Gefängniß gehen."

„Es bleibt sich gleich, ob man im Gefängnisse oder in einer Werkstatt den ganzen Tag eingeschlossen ist. Der dicke

Lahme sagt auch, man unterhielte sich im Gefängnisse ganz gut."

„Aber bedenkst Du gar nicht, welchen Kummer wir dem Bruder Martial machen würden? Unsertwegen ist er hierher zurückgekommen, unsertwegen bleibt er hier; wäre er allein, so würde er durch nichts gehindert sein und in den Wald zurückkehren, den er so sehr liebt."

„So mag er uns in den Wald mitnehmen," sagte Franz, „das wäre besser als Alles. Ich wäre dann bei dem Bruder, den ich liebe und brauchte doch auch nicht zu arbeiten."

Das Gespräch der Kinder wurde unterbrochen.

Man verschloß ihre Thüre von außen.

„Man schließt uns ein!" rief Franz aus.

„Mein Gott, warum, Bruder? Was will man mit uns vornehmen?"

„Vielleicht ist es Martial —"

„Horch — horch, wie sein Hund bellt!" sagte Amandine horchend.

Nach einigen Augenblicken setzte Franz hinzu:

„Es ist als klopfe man mit einem Hammer an seine Thüre; man will sie vielleicht einschlagen —"

„Ja, ja, sein Hund bellt noch immer."

„Horch, Franz! Jetzt ist es, als nagelte man etwas an. — Ach Gott, ich fürchte mich! Was thut man unserm Bruder? Sein Hund heult jetzt!"

„Amandine, — man hört nichts mehr," fuhr Franz fort, indem er näher an die Thüre trat.

Die Kinder wagten kaum zu athmen und horchten ängstlich.

„Jetzt kommen sie wieder von dem Bruder," sagte Franz leise; „ich höre auf dem Gange gehen."

„Wir wollen uns niederlegen; die Mutter schlägt uns todt, wenn sie uns noch auf findet," sagte Amandine erschrocken.

„Nein," entgegnete Franz, der noch immer lauschte, „sie sind an unserer Thüre vorbei gegangen, — sie gehen schnell die Treppe hinunter —"

„Mein Gott! was giebt es nur?"

„Jetzt macht man die Küchenthüre auf."

„Meinst Du?"

„Ja, ja, ich habe es deutlich gehört."

„Der Hund Martial's heult noch immer," sagte Amandine.

Mit einem Male rief sie:

„Franz, der Bruder ruft uns!"

„Martial?"

„Ja. — Hörst Du? Hörst Du?"

Wirklich, es drang trotz den beiden verschlossenen Thüren die schallende Stimme Martial's, der von seiner Kammer aus die beiden Kinder rief, zu diesen.

„Gott, wir können nicht zu ihm gehen, — wir sind eingesperrt," sagte Amandine; „man will ihm gewiß etwas zu Leide thun, da er uns ruft."

„Wenn ich es hindern könnte," sprach Franz entschlossen, „ich würde es hindern und zerhackte man mich auch in kleine Stücke."

„Der Bruder weiß nicht, daß man unsere Thüre zugeschlossen hat und er wird glauben, wir wollten ihm nicht zu Hilfe kommen; rufe ihm zu, daß wir eingeschlossen sind, Franz!"

Der Letztere wollte dem Rathe seiner Schwester folgen, als ein kräftiger Schlag von außen den Laden an dem kleinen Fenster der beiden Kinder erschütterte.

„Sie steigen durch das Fenster herein, um uns todt zu machen!" rief Amandine aus, die sich in ihrer Angst auf das Bett warf und die Hände über das Gesicht schlug.

Franz blieb unbeweglich stehen, ob er gleich die Angst seiner Schwester theilte.

Der Fensterladen öffnete sich trotz dem gewaltigen Schlage nicht und in dem Hause herrschte die tiefste Stille.

Martial rief nicht mehr nach den Kindern.

Franz, der wieder etwas ruhiger geworden war und durch eine unbezwingliche Neugierde getrieben wurde, suchte das Fenster halb auf zu machen und zwischen den Brettern der Jalousie hinauszusehen.

„Nimm Dich in Acht, Bruder," sagte Amandine leise, welche sich aufgesetzt hatte, als sie das Fenster öffnen hörte. „Siehst Du etwas?" setzte sie hinzu.

„Nein, es ist zu finster."

„Hörst Du nichts?"

„Nein, der Wind lärmt zu sehr."

„So komm, komm fort vom Fenster —"

„Jetzt sehe ich etwas!"

„Was?"

„Den Schein einer Laterne, — er geht hin und her —"

„Wer trägt sie?"

„Ich sehe nur den Schein. — Jetzt kommt er näher, man spricht —"

„Wer?"

„Horch! horch — es ist Kürbiß!"

„Was sagt sie?"

„Sie sagt, man möge die Leiter unten festhalten."

„Man wird die große Leiter an unsere Jalousie gelegt haben; daher kam der starke Schlag."

„Ich höre nichts mehr."

„Was machen sie jetzt mit der Leiter?"

„Ich kann nichts mehr sehen."

„Hörst Du nichts mehr?"

„Nein —"

„Gott, vielleicht wollen sie durch das Fenster zu Martial hineinsteigen —"

„Das ist wohl möglich!"

„Wenn Du die Jalousie ein wenig aufmachtest, um zu sehen —"

„Das wage ich nicht."

„Nur ein klein wenig —"

„Nein, nein. Wenn es die Mutter bemerkte!"

„Es ist ja so finster und nichts zu fürchten —"

Franz fügte sich, wenn auch ungern, in den Wunsch seiner Schwester, öffnete die Jalousie ein wenig und sah hinaus.

„Nun, Bruder?" fragte Amandine, welche ihre Angst niederkämpfte und auf den Zehen zu Franz schlich.

„Ich sehe im Scheine der Laterne", sagte dieser, „die Schwester, welche die Leiter unten hält; sie ist an das Fenster Martial's angelehnt."

„Und dann?"

„Nicolaus steigt auf der Leiter herauf; er hat sein kleines Beil in der Hand —"

— „Ah —, Ihr seid noch nicht im Bette, — Ihr spionirt!" rief plötzlich die Wittwe, indem sie von außen nach Franz und Amandine herauf sprach. Sie hatte in dem Augenblicke, als sie in die Küche zurückgehen wollte, den Lichtschein bemerkt, welcher durch die halbgeöffnete Jalousie herausfiel.

Die unglücklichen Kinder hatten vergessen, das Licht auszulöschen.

„Ich komme hinauf," setzte die Wittwe mit schrecklicher Stimme hinzu, „ich komme hinauf, — wartet, Ihr kleinen Spione!"

Das geschah auf der Insel des Aussuchers an dem Abende vor dem Tage, an welchem Madame Seraphin Marien-Blume dahin bringen sollte.

X.

Eine meublirte Miethwohnung.

Die passage de la Brasserie, ein dunkler und wenig bekannter Durchgang, obgleich im Mittelpunkt von Paris gelegen, stößt auf der einen Seite auf die Querstraße Saint-Honoré und auf der andern auf den Hof Saint-Guillaume.

In der Mitte dieses feuchten, schmutzigen, düstern und traurigen Gäßchens, in welches die Sonne fast nie scheint, stand ein Haus, in welchem meublirte Zimmer vermiethet wurden.

Auf einem schlechten Aushängeschilde las man: Hier sind meublirte Zimmer und Schlafcabinets zu vermiethen. Rechts in der dunkeln Hausflur führte eine Thüre in ein nicht minder dunkeles Magazin, in welchem sich der Hauptmiether des Hauses gewöhnlich aufhielt.

Dieser Mann, dessen Name auf der Insel des Aussuchers bereits mehrmals genannt worden ist, heißt Micou; öffentlich handelt er mit altem Eisen, im Geheimen aber kauft und verkauft er gestohlene Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer und Zinn.

Wenn man weiß, daß der Vater Micou in Geschäfts- und Freundschaftsverhältnissen mit den Martials stand, so kennt man auch seinen moralischen Werth.

Es ist überhaupt eine merkwürdige und schreckliche Thatsache, daß fast alle Uebelthäter von Paris in einer gewissen Verbindung, in einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit einander stehen. Die gemeinsamen Gefängnisse sind die großen Mittelpunkte, zu denen hin und von denen zurück fortwäh-

rend jene Fluthen des Verderbens wogen, welche allmälig die Hauptstadt erfüllen.

Der Vater Micou ist ein dicker Mann von funfzig Jahren mit gemeinem, schlauem Gesichte, einer blütenreichen Nase und weinrothen Backen; er trägt eine Mütze von Fischotterfell und einen alten grünen Carrick.

Ueber dem kleinen eisernen Ofen, an welchem er sich wärmt, bemerkt man an der Mauer ein numerirtes Brett, an welchem die Schlüssel der Zimmer hängen, deren Inhaber ausgegangen sind. Das Glas des Ausbaues, der hinter dicken Eisenstangen auf die Straße hinausging, war bestrichen, so daß man von außen nicht sehen konnte, was in dem Laden vorging.

Es ist in der großen Niederlage ziemlich dunkel; an den schwärzlichen und feuchten Mauern hangen verrostete Ketten von jeder Stärke und Länge; der Fußboden verschwindet fast ganz unter Haufen von allerlei altem Eisengeräthe.

Ein dreimaliges eigenthümliches Klopfen an der Thüre erregte die Aufmerksamkeit des Mannes, der Vermiether, Hehler und Trödler war.

„Herein!" rief er.

Man kam herein.

Es war Nicolaus, der Sohn der Wittwe des Gerichteten.

Er sah sehr bleich aus; sein Gesicht war noch finsterer als den Tag vorher und doch wird man ihn in dem nachfolgenden Gespräche eine gewisse lärmende Heiterkeit zur Schau tragen sehen.

„Da bist Du ja!" sagte der Vermiether herzlich zu ihm.

„Ja, Vater Micou; ich habe Geschäfte mit Ihnen."

„So mache die Thüre zu, mache die Thüre zu —"

„Ich habe meinen Hund und meinen Karren draußen mit etwas —"

„Was bringst Du mir? Blei?"

„Nein, Vater Micou."

„Nun, Ausgesuchtes ist es nicht; Du bist jetzt zu faul, Du arbeitest nicht mehr; ist es vielleicht Rost [1])?"

„Nein, Vater Micou, es ist Bläres [2]), vier Stück, wenigstens 150 Pfund. — Mein Hund konnte es kaum ziehen."

„Hole mir Bläres herein; wir wollen es wiegen."

1) Eisen. — 2) Kupfer.

„Sie müssen mir helfen, Vater Micou, ich habe einen bösen Arm.“

Und bei der Erinnerung an seinen Kampf mit dem Bruder Martial drückten die Züge des Banditen zu gleicher Zeit Haß und wilde Freude aus, als sei seine Rachsucht bereits befriedigt.

„Was hast Du am Arme, mein Sohn?“

„Nichts besonderes.“

„Du mußt ein Eisen im Feuer rothglühend machen, dann in Wasser tauchen und in dies fast kochende Wasser den Arm halten; es ist dies ein Mittel der Schmiede und sehr gut.“

„Ich danke, Vater Micou.“

„Komm nun, wir wollen das Bläres holen; ich helfe Dir.“

Auf zweimal trugen sie die Kupferstücke von dem kleinen Karren herein, den ein großer Hund zog.

„Dein Karren ist eine gute Idee!“ sagte der Vater Micou, indem er die hölzernen Wagschalen einer großen Wage zurecht machte, welche an der Decke hing.

„Ja, wenn ich etwas zu bringen habe, nehme ich meinen Hund und meinen Karren in mein Boot und am Ufer spanne ich an. Ein Fiacre schwatzt vielleicht, mein Hund plaudert nichts aus.“

„Es geht gut zu Hause?“ fragte der Hehler, indem er das Kupfer wog; „Deine Mutter und Schwester befinden sich wohl?“

„Ja, Vater Micou.“

„Die Kinder auch?“

„Die Kinder auch. Und wo ist Ihr Neffe Andreas?“

„Sprich nicht von dem! Barbillon und der dicke Lahme hatten ihn mitgenommen und er ist erst heute früh wiedergekommen. — Jetzt ist er wieder ausgegangen, nach der Post. Und Dein Bruder Martial will sich noch immer nicht fügen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“

„Nein,“ sagte Nicolaus, der sich gleichgiltig stellte. „Wir haben ihn seit zwei Tagen nicht gesehen. Vielleicht ist er in den Wald zurückgekehrt, um Wilddieberei zu treiben, wenn nicht etwa sein Boot, das sehr alt war, mitten im Flusse gesunken ist und er mit —“

„Das würde Dir gar nicht leid thun, Taugenichts, denn Du konntest Deinen Bruder nicht ausstehen —"

„Das ist wahr, — man hat so seine Gedanken über die Leute. — Wie viele Pfunde hat das Kupfer?"

„Du hast ein gutes Augenmaß, — 148 Pfund."

„Und was zahlen Sie mir dafür?"

„Gerade dreißig Francs."

„Dreißig Francs! Und das Pfund Kupfer kostet 20 Sous?"

„Nun ich will Dir 35 Francs geben und nun sagst Du kein Wort weiter oder ich schicke Dich, Dein Kupfer, Deinen Karren und Deinen Hund zum Teufel."

„Aber, Vater Micou, Sie machen es zu arg mit mir."

„Willst Du mir beweisen, daß das Kupfer Dein Eigenthum ist, so gebe ich Dir für das Pfund 15 Sous."

„Immer das alte Lied. — Es ist doch Einer von Euch wie der Andere! Wie können Sie nur Ihre Freunde so schinden! — Wenn ich Waaren dagegen nehme, werden Sie mir doch wenigstens gutes Maß geben?"

„Das versteht sich. Was brauchst Du? Ketten oder Klammern?"

„Nein, ich möchte drei bis vier sehr starke Eisenbleche, die man zum Beschlagen von Fensterladen brauchen kann."

„Ich habe solches Blech, — vier Linien dick. — Es dringt keine Pistolenkugel durch."

„So etwas suche ich."

„Und von welcher Größe?"

„Im Ganzen sieben bis acht Fuß in Quadrat."

„Gut. — Brauchst Du sonst noch etwas?"

„Drei Eisenstangen, drei bis vier Fuß lang und zwei Zoll stark."

„Ich habe gestern ein Gitterthor auseinander genommen; — das wird Dir passen wie ein Handschuh. — Und dann?"

„Zwei starke Charniere und eine Klinke, um eine Klappe von zwei Fuß in Quadrat nach Belieben schließen und öffnen zu können."

„Eine Fallthüre meinst Du?"

„Nein, eine Klappe —"

„Ich begreife nicht, wozu Du eine Klappe brauchen kannst —"

„Wohl möglich; ich begreife es."

„Nun meinetwegen; Du brauchst Dir nur auszusuchen, ich habe da einen ganzen Haufen von Charnieren. Suchst Du noch etwas?"

„Nein. Suchen Sie mir Alles zusammen, ich werde es auf dem Rückwege mitnehmen; jetzt habe ich noch einige Wege zu gehen."

„Mit Deinem Karren? Ich habe da einen Ballen gesehen, Du hast gewiß noch etwas zu verkaufen?"

„Sie haben Recht, Vater Micou, aber das ist nicht für Sie. — Lassen Sie mich mit dem Eisenzeuge nicht warten, denn ich muß vor Mittag wieder auf der Insel sein —"

„Jetzt ist es erst acht Uhr, — wenn Du nicht weit gehst, kannst Du in einer Stunde wieder hier sein; Alles ist da bereit, Geld und Waare. — Willst Du einen Schluck trinken?"

„Ja wohl, — Sie sind mir es schuldig."

Der Vater Micou nahm aus einem alten Schranke eine Flasche mit Branntwein, ein zersprungenes Glas, eine Tasse ohne Henkel und schenkte ein.

„Auf Ihre Gesundheit, Vater Micou!"

„Auf die Deinige, mein Sohn, und auf die der Damen bei Dir zu Hause!"

„Ich danke. Und hier bei Ihnen geht es auch immer gut?"

„So so; ich habe immer einige Miether, die vor der Polizei nicht sicher sind; aber sie bezahlen auch darnach."

„Warum?"

„Wie kannst Du so dumm sein! Ich nehme bisweilen Leute auf wie ich Waaren kaufe, — die ich eben so wenig nach dem Passe frage, wie ich Dich gefragt habe, woher Du das Kupfer hast."

„Ich verstehe, aber die Leute müssen ihre Wohnung in dem Verhältnisse theuer bezahlen wie Sie mir meine Waaren wohlfeil abkaufen."

„Man muß die Feste feiern wie sie fallen. Ein Vetter von mir hält ein hübsches Haus mit Vermiethungen in der Rue St. Honoré, während seine Frau eine vortreffliche Näherin ist und bis zwanzig Mädchen beschäftiget."

„Darunter sind wohl recht hübsche, Alter?"

„Das glaube ich! Zwei oder drei habe ich bisweilen Arbeit bringen sehen. Der Tausend! Das waren Mädchen! Eine Kleine besonders, die bei sich zu Hause arbeitet, die immer lacht und deshalb Lachtaube heißt! Ich habe es immer bedauert, wenn ich sie sah, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin."

„Vater Micou, Sie brennen ja lichterloh. Soll ich: Feuer! schreien?"

„Alles in Ehren, Alles in Ehren, mein Sohn."

„Ihr Vetter also —?"

„Hält sein Haus immer rein, und da er ist wie die kleine Lachtaube —"

„Das heißt ehrlich?"

„Ja —"

„Alter Fuchs!"

„So mag er keine Miether, deren Papiere nicht in Ordnung sind. Kommen solche, so schickt er mir sie zu —"

„Und sie müssen tüchtig zahlen?"

„Immer."

„Aber die, welche keine Papiere haben, sind doch immer Diebe."

„O nein; erst vor ein Paar Tagen hat mir mein Vetter Kunden zugeschickt, aus denen ich durchaus nicht klug werde. — Willst Du noch ein Glas? —"

„Ja —, der Schnapps ist gut. — Auf Ihre Gesundheit, Vater Micou!"

„Auf die Deinige auch! Ich sagte eben, mein Vetter habe mir Leute zugeschickt, aus denen ich nicht klug werde. Denke Dir eine Mutter und eine Tochter, die freilich sehr ärmlich aussahen; sie hatten ihr ganzes Hab und Gut in einem Taschentuche. Ob nun gleich nicht viel mit ihnen sein kann, da sie keine Papiere haben und nur auf vierzehn Tage sich einmiethen, so rühren sie sich doch nicht, seit sie eingezogen sind; es kommen keine Herren zu ihnen, kein einziger. Wenn sie nicht so mager und blaß wären, müßte man sie schön nennen, das Mädchen zumal. Sie ist höchstens funfzehn bis sechzehn Jahre alt, weiß wie ein weißes Kaninchen mit großen schwarzen Augen —, die solltest Du einmal sehen!"

„Sie gerathen schon wieder in Feuer und Flammen, Vater Micou! Was treiben die beiden Frauenzimmer?"

„Ich sage Dir ja, daß ich aus ihnen nicht klug werde; sie

müssen rechtschaffene Leute sein und gleichwohl haben sie keine Papiere. — Zwar erhalten sie Briefe ohne Adresse, aber ich glaube doch, ihr Name müßte sich, geschrieben, gut ausnehmen."

„Wie so?"

„Sie schickten diesen Morgen meinen Neffen Andreas in das Bureau der poste restante, um dort einen Brief an Madame X. Z. abzuholen. Der Brief soll aus der Normandie kommen, aus einem Orte Aubiers. Sie haben das auf ein Papier geschrieben, damit Andreas den Brief nach diesen Angaben erhalte. Du siehst, daß das nach nicht viel aussieht; — Frauen, die sich X. Z. nennen! Und doch erhalten sie keinen Herrenbesuch!"

„Sie werden nicht bezahlen."

„Mir macht man nichts vor. Sie haben eine Stube ohne Kamin genommen, für die sie zwanzig Francs den halben Monat vorausbezahlen müssen. Vielleicht sind sie krank, denn seit zwei Tagen sind sie nicht herunter gekommen. Na, den Magen haben sie sich nicht überladen, denn seit sie hier sind, haben sie nichts Warmes gegessen, glaube ich. — Aber ich komme immer wieder darauf, — sie erhalten keine Herrenbesuche und haben keine Papiere —"

„Wenn Sie nur solche Miethsleute haben, Vater Micou —"

„Man kommt und geht; mein Haus ist wie ein Taubenschlag; es wohnen da Leute mit und ohne Paß; in diesem Augenblicke habe ich auch zwei Reisediener, einen Briefträger, den Dirigenten des Orchesters im Casino der Blinden und eine Frau, die von ihrem Gelde lebt, lauter ehrliche Leute. — Sie würden den Ruf meines Hauses aufrecht erhalten, wenn die Polizei einmal genauer sich darin umsehen wollte. — Diese Miether brauchen sich nicht zu verstecken. — Willst Du noch ein Glas?"

„Ja, aber das ist das letzte, — ich muß weiter. Apropos, wohnt Robin, der dicke Lahme noch hier?"

„Oben, neben der Mutter mit der Tochter. Er verthut das Geld, das er aus dem Gefängnisse mitgebracht hat und ich glaube, er wird bald fertig sein."

„Nehmen Sie sich in Acht; er hat sich aus dem ihm angewiesenen Bezirke entfernt."

„Ich weiß es, kann ihn aber nicht loswerden. Er hat wahrscheinlich etwas im Sinne; der kleine Lahme, der Sohn

Roth-Arms, kam letzthin Abends mit Barbillon her, um ihn abzuholen. Wenn er nur meinen Miethsleuten nichts anthut! Ist seine Zeit um, so muß er fort; ich dulde ihn nicht länger und sage, sein Zimmer sei für einen Gesandten oder für den Mann der Madame St. Ildefonse bestimmt, — das ist die Frau, die bei mir wohnt und von ihrem Gelde lebt."

„Von ihrem Gelde lebt?"

„Das glaube ich! Sie hat drei Zimmer und ein Schlafcabinet vorn heraus, — Alles neu meublirt, — und unter dem Dache ein Stübchen für ihr Mädchen, — 80 Frcs. monatlich, die durch ihren Onkel vorausbezahlt werden, dem sie ein Zimmer als Absteigequartier überläßt, wenn er von dem Lande hereinkommt. Uebrigens glaube ich, er wohnt gar nicht auf dem Lande."

„Man kennt das. — Der Alte wird der Frau das Geld geben, von dem sie lebt."

„Halt' das Maul! Da kommt ihre Dienerin."

Eine schon ziemlich bejahrte Frau, die eine Schürze von zweifelhaft weißer Farbe trug, trat in diesem Augenblicke herein.

„Was steht zu Ihren Diensten, Madame Charles?"

„Vater Micou, ist Ihr Neffe nicht da?"

„Er ist noch auf der Briefpost, muß aber sogleich wiederkommen."

„Herr Badinot wünscht, er möge sogleich den Brief abgeben; er braucht nicht auf Antwort zu warten, — aber es ist sehr dringend."

„In einer Viertelstunde wird er unterwegs sein, Madame Charles."

„Daß er nur recht schnell geht!"

„Verlassen Sie sich darauf."

Die Alte entfernte sich.

„Das ist also die Dienerin eines Ihrer Abmiether, Vater Micou."

„Nein doch, die Dienerin der Dame, welche von ihrem Gelde lebt, der Madame St. Ildefonse. Herr Badinot ist ihr Onkel; er kam gestern vom Lande herein," sagte Micou, indem er den Brief betrachtete; dann setzte er hinzu, indem er die Adresse las: „Sieh! sieh! Schöne Bekanntschaften! Wie gesagt! Er schreibt an einen Vicomte —"

„Ah bah!"

„Da lies: An den Herrn Vicomte von Saint Remy, Rue de Chaillot. Sehr eilig. — Eigenhändig. Wenn man Frauen im Hause hat, die von ihrem Gelde leben und Oheime haben, welche an Vicomtes schreiben, so braucht man es doch wohl mit den Pässne einiger Miether nicht so genau zu nehmen.“

„Das glaube ich auch. — Vater Micou, ich will meinen Hund mit dem Wagen an Ihrer Thüre anbinden und das, was ich habe, selbst forttragen. — Halten Sie meine Waaren und mein Geld bereit, so daß ich mich nicht aufzuhalten brauche.“

„Sei unbesorgt; vier gute Stücke Blech, jedes zwei Fuß in Quadrat, drei Eisenstäbe von drei Fuß Länge und zwei Charniere zu einer Klappe. Die Klappe kommt mir lächerlich vor, aber das bleibt sich gleich; ist das Alles?“

„Ja, und mein Geld?“

„Und Dein Geld. Aber ehe Du fortgehst, muß ich Dir etwas sagen; ich habe Dich, seit Du da bist, genau angesehen —“

„Nun?“

„Ich weiß nicht, aber es kommt mir vor als hättest Du etwas —“

„Ich?“

„Ja.“

„Sie sind nicht wohl bei Troste. — Was soll ich haben? — Hunger habe ich.“

„Du hast Hunger, — Du hast Hunger, wohl möglich, aber Du stellst Dich lustig und in Dir hast Du etwas, was Dich brennt und foltert, man könnte Gewissensbisse sagen.“

„Ich sage noch einmal, Sie sind nicht wohl bei Troste, Vater Micou,“ antwortete Nicolaus, den es unwillkührlich schauderte.

„Siehst Du, ich wollte darauf schwören, daß Du zitterst —“

„Weil mich mein Arm schmerzt.“

„So vergiß mein Hausmittel nicht, das wird Dir helfen.“

„Ich danke, Vater Micou und werde es brauchen.“

Der Bandit ging hinaus.

Der Hehler versteckte die Kupferblöcke hinter einem Schranke und suchte sodann die verschiedenen Gegenstände zusammen, welche Nicolaus verlangt hatte, als wieder Jemand eintrat.

Es war ein Mann von etwa funfzig Jahren mit pfiffigem Gesichte, einem dicken grauen Backenbarte, der unter dem Kinne herumgezogen war und einer goldenen Brille. Er war ziemlich elegant gekleidet; die weiten Aermel seines braunen Palletots mit schwarzen Sammetaufschlägen ließen die Hände mit paille Handschuhen sehen; die Stiefeln waren glänzend gewichst.

Das war Herr Badinot, der Onkel der Frau, welche von ihren Renten lebte, jener Madame St. Ildefonse, auf deren sociale Stellung der Vater Micou sich so viel einbildete.

Man erinnert sich vielleicht, daß Badinot, ein ehemaliger Advokat, der aus der Corporation ausgestoßen worden, Industrieritter und Agent in zweideutigen Geschäften, dem Baron von Graun als Spion diente und diesem Diplomaten ziemlich zahlreiche und sehr genaue Nachweisungen über mehrere Personen dieser Geschichte gegeben hatte.

„Madame Charles hat Ihnen eben einen Brief gegeben, der weggetragen werden sollte,“ sagte Herr Badinot.

„Ja, mein Herr, mein Neffe wird sogleich zurückkommen und soll dann augenblicklich gehen —“

„Nein, geben Sie mir den Brief zurück; ich habe mich anders besonnen und werde selbst zu dem Vicomte von St. Remy gehen,“ sagte Badinot, indem er absichtlich diesen adeligen Namen stark betonte.

„Da ist der Brief, mein Herr; einen andern Auftrag haben Sie nicht zu geben?“

„Nein, Vater Micou,“ antwortete Badinot mit einer Gönnermiene, „aber Vorwürfe muß ich Ihnen machen.“

„Mir?“

„Sehr ernste Vorwürfe —“

„Warum?“

„Gewiß. — Die Frau von St. Ildefonse bezahlt Ihr erstes Stockwerk sehr theuer; meine Nichte ist eine Abmietherin, der man die größte Rücksicht schuldig ist; sie ist mit vollem Vertrauen in das Haus gekommen, da sie sich vor dem Lärm der Wagen in den andern Straßen scheut, — sie hoffte hier wie auf dem Lande zu wohnen —“

„So ist es auch, — wie in einem Dörfchen. — Sie müssen das am besten beurtheilen können, da Sie selbst auf dem Lande leben, — es ist wie in einem Dörfchen.“

„Wie in einem Dörfchen? Und doch immer ein Heidenlärm?"

„Es ist unmöglich, ein ruhigeres Haus zu finden. Ueber Madame wohnt der Director des Orchesters und ein Reisender, darüber ein anderer Reisender, sodann —"

„Von diesen Personen spreche ich nicht, sie sind sehr ruhig und ordentlich, meine Nichte gesteht das gern zu, aber in dem vierten Stocke wohnt ein dicker Lahmer, dem die Frau von St. Ildefonse betrunken auf der Treppe begegnete; er schrie wie ein Wilder und sie erschrak so gewaltig, daß sie fast Krämpfe bekam. Wenn Sie glauben, daß Ihr Haus mit solchen Bewohnern einem Dörfchen gleiche —"

„Ich versichere, daß ich nur auf eine Gelegenheit warte, um dem dicken Lahmen die Thüre zu weisen; er hat mir die letzten vierzehn Tage vorausbezahlt, sonst würde ich ihn schon fortgeschickt haben."

„Sie hätten ihn gar nicht hereinnehmen sollen."

„Ihn abgerechnet, hat Madame sich hoffentlich über Niemanden zu beschweren? Es wohnt noch ein Briefträger da, der ruhigste Mensch von der Welt, und darüber, neben dem Lahmen eine Frau mit ihrer Tochter, die sich nicht rühren."

„Noch einmal, die Frau von St. Ildefonse beklagt sich nur über den Lahmen; er ist der Alp in diesem Hause und ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß er alle achtbaren Leute vertreiben wird, wenn er noch länger bleiben sollte."

„Sie können ohne Sorge sein, ich schicke ihn fort, — es liegt mir nichts an ihm."

„Sie werden wohl daran thun, — denn es liegt manchen Leuten auch nichts an Ihrem Hause."

„Das sollte mir leid thun. — Halten Sie den Lahmen für bereits entfernt, denn er hat nur noch vier Tage hier zu bleiben."

„Das ist schon zu viel, indeß es ist dies Ihre Sache. Bei der ersten Unannehmlichkeit zieht meine Nichte aus."

„Ohne Sorge, ohne Sorge!"

„Es ist Ihr eigenes Interesse, vergessen Sie nicht, — ich brauche nur ein Wort zu sagen," setzte Badinot mit Gönnermiene hinzu.

Und er entfernte sich.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß die Frau mit dem jun-

gen Mädchen, die so einsam lebten, die beiden Opfer der Habsucht des Notars Ferrand waren.

Wir werden den Leser in die traurige Wohnung führen, welche sie inne hatten.

XI.

Die Opfer eines Mißbrauchs des Vertrauens.

Der Leser denke sich ein Stübchen im vierten Stock des traurigen Hauses in der passage de la Brasserie.

Ein bleiches mattes Licht dringt mit Mühe in das kleine Zimmer durch ein Fensterchen mit einem einzigen Flügel und drei gesprungenen blinden Scheiben hinein; die Wände sind mit einer gelblichen schlechten Papiertapete überzogen und in den Ecken der gesprungenen Decke hängen dichte Spinneweben. Der hier und da gesprungene Fußboden läßt hier und da die darunter liegenden Balken sehen.

Ein Tisch von weichem Holze, ein Stuhl, ein Koffer ohne Schloß und eine Bettstelle mit Gurt, einer dünnen Matratze, groben Tüchern und einer alten braunen wollenen Decke, — das war das Mobiliar.

Auf dem Stuhle sitzt die Baronin von Fermont.

Auf dem Bette ruht Clara von Fermont — so hießen die beiden Opfer des Notars Jacob Ferrand. Da sie nur dies einzige Bett hatten, so legten sich Mutter und Tochter abwechselnd hinein und theilten so die Stunden der Nacht.

Die Mutter wurde von zu vielen Sorgen, von zu großer Pein gequält, als daß sie sich oft hätte dem Schlafe hingeben können; die Tochter dagegen fand doch wenigstens bisweilen Ruhe und Vergessen. In diesem Augenblicke eben schlief sie.

Es läßt sich nichts Rührenderes, Schmerzlicheres denken als dies Bild dieser Armuth, in welche die Habsucht des Notars zwei Frauen gestürzt hatte, die bisher an Wohlstand gewöhnt und in ihrer Heimath von der Achtung umgeben gewesen waren, welche eine ehrbare Familie immer findet.

Die Frau von Fermont ist sechsunddreißig Jahre alt; ihr Gesicht trägt den Stempel der Sanftmuth und des Adels an sich, war sonst auffallend schön gewesen, jetzt aber bleich und sehr verändert; ihr schwarzes, auf der Stirn gescheiteltes und in Streifen geordnetes Haar liegt am Hinterkopf zusammengedreht; der Gram hat bereits einige graue Härchen hineingemischt. Sie trägt ein an mehreren Stellen ausgebessertes schwarzes Kleid, stützt den Elnbogen auf das Bett, die Stirn in die Hand und betrachtet so mit unaussprechlichem Kummer ihre Tochter.

Clara steht erst im sechzehnten Jahre; das edle Profil ihres abgemagerten Gesichtes tritt auf der grauen Farbe der groben Leinwand scharf hervor, mit welcher ihr mit Sägespähnen gefülltes Kopfkissen überzogen ist.

Der Teint des jungen Mädchens hat die blendende Reinheit verloren; die langen schwarzen Wimpern ihrer großen geschlossenen Augen reichen bis auf die hohlen Wangen. Ihre halb geöffneten sonst rosigen, feuchten, jetzt trockenen und bleichen Lippen lassen den weißen Schmelz der Zähne sehen; die rauhe Berührung der groben Leinwand und der wollenen Decke hat an mehreren Stellen die zarte Haut des Halses, der Schultern und der Arme des jungen Mädchens roth gerieben.

Von Zeit zu Zeit zieht ein leichtes Zittern die schmalen, sammetartigen Augenbrauen zusammen, als würde sie von einem bösen Traume gequält. Der Anblick dieses Gesichtes mit krankhaftem Ausdrucke ist ein peinlicher; denn man bemerkt in ihm die traurigen Symptome einer drohenden Krankheit.

Die Frau von Fermont hatte längst schon keine Thränen mehr; sie ließ auf der Tochter ihr trockenes Auge ruhen, das durch die Gluth eines schleichenden Fiebers entzündet war. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer; sie fühlte, gleich ihrer Tochter, jenes Unbehagen, jene Verstimmung, welche die sichern Vorboten einer schweren noch verborgen liegenden Krankheit sind; da sie aber Clara zu erschrecken fürchtete, ja weil sie sich nicht selbst erschrecken wollte, wenn man sich so ausdrücken darf, kämpfte sie mit allen ihren Kräften gegen die ersten Aeußerungen ihres Leidens.

Die Tochter suchte ihrerseits, aus ähnlichen edeln Gründen, um ihre Mutter nicht zu beunruhigen, ihre Leiden zu ver-

heimlichen. So sollten die beiden Unglücklichen, an denen gleicher Kummer nagte, von gleichen Leiden betroffen werden.

Es tritt in dem Unglücke ein äußerster Moment ein, in welchem die Zukunft unter einem so entsetzlichen Anblicke erscheint, daß auch die energischesten Charaktere ihr nicht in das Gesicht zu blicken wagen, sondern die Augen zudrücken und sich durch thörichte Illusionen selbst zu täuschen suchen.

Das war die Lage der Frau und des Fräuleins von Fermont.

Wenn man die Qualen dieser Frau in den langen Stunden schildern wollte, in denen sie so ihre schlummernde Tochter betrachtete, an die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft dachte, müßte man das Bitterste, Verzweiflungsvollste in den heiligen, erhabenen Schmerzen einer Mutter zu beschreiben verstehen: zauberische Erinnerungen, trübe Besorgnisse, schreckliche Ahnungen, bitteren Gram, tödtliche Muthlosigkeit, ohnmächtigen Zorn gegen den Urheber so vieler Leiden, inbrünstiges Gebet und endlich, endlich entsetzliche Zweifel an der allmächtigen Gerechtigkeit dessen, der unerbittlich bleibt selbst bei dem lauten Wehklagen eines Mutterherzens, bei dem heiligen Schrei, der doch bis zum Himmel dringen sollte: Erbarmen für mein Kind!

„Wie sie jetzt friert," sprach die arme Mutter bei sich, indem sie mit ihrer eiskalten Hand die kalten Arme ihrer Tochter berührte, — „sie friert. — Vor einer Stunde war sie brennend heiß; das ist das Fieber! Zum Glück weiß sie es nicht, daß sie das Fieber hat. Mein Gott, wie kalt! Die Decke ist aber auch so dünn. Ich möchte meinen alten Shawl noch auf das Bett legen, aber wenn ich ihn von der Thüre wegnehme, vor der ich ihn aufgehangen habe, sehen die betrunkenen Männer wieder wie gestern durch die Löcher am Schlosse oder durch die Ritze herein.

„Welches grauenhafte Haus!

„Hätte ich gewußt, welche Menschen hier wohnen, ehe ich die Miethe auf vierzehn Tage vorausbezahlte, ich wäre nicht da geblieben, — aber ich wußte es nicht. — Wenn man keine Papiere hat, wird man in andern Häusern nicht aufgenommen. — Konnte ich errathen, daß ich eines Passes bedürfen würde? Als ich aus Angers in meinem Wagen fortfuhr — weil ich es nicht für passend hielt, meine Tochter in einem öffentli-

chen Wagen reisen zu lassen, konnte ich da glauben, daß —"

Dann unterbrach sie sich zornig:

„Es ist doch schändlich, weil jener Notar mich betrügen wollte, in die grauenhafteste Armuth gestürzt zu sein und nichts, nichts gegen ihn unternehmen zu können!

„Wenn ich Geld hätte, um einen Prozeß anzufangen, — könnte ich das Andenken an meinen guten und edeln Bruder in den Koth ziehen sehen, könnte ich sagen hören, daß er in seinem Ruin seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem er mein und meiner Tochter Vermögen vergeudet? Könnte ich sagen hören, daß er uns in so tiefe Noth gebracht? Nein, nie, nie!

„Und doch, wenn auch das Andenken an meinen Bruder heilig ist, so sind mir doch das Leben und die Zukunft meiner Tochter eben so heilig. — Aber ich habe keine Beweise gegen den Notar und ich könnte nur ein nutzloses Scandal verursachen.

„Das Schrecklichste ist," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „daß ich bisweilen, gereizt durch dieses entsetzliche Schicksal, meinen Bruder zu beschuldigen und dem Notar gegen ihn Recht zu geben wage, als wenn mein Schmerz erleichtert würde, wenn ich zwei Namen zu verwünschen hätte. Dann werde ich unwillig über meine eigenen ungerechten, gehässigen Vermuthungen gegen den besten und edelsten Bruder —

„Ach, dieser Notar kennt nicht alle entsetzlichen Folgen seines Diebstahls. Er glaubte nur Geld zu stehlen und er martert zwei Herzen, er bringt zwei Frauen mit langsamer Pein um.

„Ach ja, ich wage es nicht, meinem armen Kinde alle meine Besorgnisse zu sagen, um ihm nicht allen Trost, nicht allen Muth zu nehmen, — aber ich bin krank, ich habe das Fieber und halte mich nur durch die äußerste Anstrengung aufrecht. Ich fühle in mir die Keime einer Krankheit, einer vielleicht gefährlichen Krankheit, — ich fühle ihre Annäherung, meine Brust brennt, mein Kopf will zerspringen. Diese Symptome sind ernster, als ich es mir selbst gestehen mag. — Gott, wenn ich wirklich auf das Krankenlager sinken, — wenn ich sterben sollte!

„Nein, nein," rief Frau von Fermont begeistert aus, „ich will, ich kann nicht sterben. — Ist es denn möglich, meine Clara in ihrem sechzehnten Jahre, ohne Hilfsmittel, allein,

mitten in Paris zurück zu lassen? Nein, — ich bin eigentlich doch nicht krank; was fühle ich denn? etwas Wärme in der Brust, einige Schwere im Kopfe, — das sind Folgen des Kummers, der Schlaflosigkeit, der Kälte, der Sorgen; jeder Andere würde an meiner Stelle dasselbe empfinden, — es ist nichts Ernstes.

„Herr, mein Gott, laß mich nicht schwach werden! Wenn man sich solchen Gedanken hingiebt, wenn man sich selbst anhört, wird man wirklich krank, — und habe ich denn Zeit dazu? Muß ich nicht Arbeit suchen für mich und Clara, da der Mann, der uns Kupferstiche zu coloriren gab —"

Nach kurzer Pause setzte die Frau von Fermont mit Unwillen hinzu:

„O, das ist niederträchtig! Diese Arbeit an die Schande Clara's zu knüpfen, — uns unbarmherzig den kleinen Verdienst zu entziehen, weil ich nicht wollte, daß meine Tochter allein in der Nacht bei ihm arbeite! Vielleicht finden wir anderswo Arbeit, Näherei, Stickerei. — Freilich, es ist so schwer, wenn man Niemanden kennt! Noch kürzlich versuchte ich es vergebens. — Wenn man eine so ärmliche Wohnung hat, hegen die Leute kein Vertrauen, — und was sollen wir beginnen, was soll aus uns werden, wenn die kleine Summe vollends aufgezehrt ist? Es wird uns dann nichts, — nichts auf der Erde übrig bleiben, kein Heller und ich war reich, reich!

„Ich mag gar nicht daran denken, — solche Gedanken machen mich schwindelig, verrückt. — Es ist dies auch ein Fehler von mir, daß ich mich zu viel mit solchen Ideen beschäftige, statt daß ich mich zu zerstreuen suche. — Das wird mich krank gemacht haben, — doch nein, ich bin ja nicht krank, ich glaube sogar, daß das Fieber jetzt geringer ist," setzte die unglückliche Mutter hinzu, indem sie ihren Puls befühlte.

Aber ach, der schnelle, kurze, unregelmäßige Pulsschlag den sie unter ihrer trockenen kalten Haut fühlte, ließ ihr keinen Zweifel mehr.

Nach einem Augenblicke düsterer Verzweiflung fuhr sie bitter fort:

„Herr, mein Gott, warum so großes Unglück? Welches Unrecht habe ich begangen? War nicht meine Tochter ein Muster der Unschuld und Frömmigkeit und ihr Vater die Ehre selbst? Habe ich nicht immer muthig meine Pflichten als

Gattin und Mutter erfüllt? Warum erlaubst Du, daß ein Elender uns zu seinen Opfern macht — besonders dies arme Kind?

„Ohne den Diebstahl dieses Notars würde ich über das Schicksal meiner Tochter ganz unbesorgt sein können. Wir wären jetzt in unserm Hause ruhig über die Zukunft und nur betrübt über den Tod meines unglücklichen Bruders; nach zwei oder drei Jahren dächte ich an die Verheirathung Clara's und fände gewiß einen Mann, der ihrer würdig wäre. Sie ist ja so gut und so schön! Wer würde sich nicht glücklich geschätzt haben, ihre Hand zu erhalten? Ich hätte ihr gern, mit Ausnahme eines kleinen Jahrgeldes, um in ihrer Nähe leben zu können, bei ihrer Verheirathung Alles überlassen, was ich besaß, wenigstens hunderttausend Thaler, denn ich hätte mir noch einiges sparen können und wenn ein Mädchen, das so hübsch und so gut erzogen ist, wie meine Tochter, eine Mitgift von hunderttausend Thalern hat —"

Frau von Fermont erinnerte sich in diesem Augenblicke ihrer jetzigen traurigen Lage und rief wie wahnsinnig aus:

„Es ist unmöglich, daß, weil es der Notar will, — ich geduldig meine Tochter in die tiefste Armuth gestürzt sehen soll, während sie Anspruch hatte auf so großes Glück —

„Wenn die Gesetze dieses Verbrechen ungestraft lassen, ich werde es zu strafen wissen, denn wenn mich das Unglück zum Aeußersten treibt, wenn ich nicht Mittel finde, mich aus der grausamen Lage herauszureißen, in welche mich der Elende mit meinem Kinde gestürzt hat, — so weiß ich nicht, was ich thue, — ich bin im Stande ihn zu tödten, ich den Mann. — Dann mag man mit mir thun, was man für gut findet; — alle Mütter werden für mich sein.

„Ja, aber meine Tochter? — meine Tochter?

„Sie allein und schutzlos zurückzulassen, das ist eben mein Entsetzen, das ist es eben, warum ich nicht sterben, warum ich jenen Mann nicht ermorden kann. Was sollte aus ihr werden? Sie ist sechzehn Jahre alt, sie ist jung und unschuldig wie ein Engel, aber auch so schön! Und die Schutzlosigkeit, die Armuth, der Hunger — können diese Leiden, vereint, ein Mädchen in diesem Alter nicht ...? und in welchen Abgrund würde sie dann sinken!

„O, es ist gräßlich. — Jemehr ich über das Wort „Armuth“ nachdenke, um so Entsetzlicheres finde ich darin.

„Die Armuth, die Armuth ist schmerzlich für Alle, schmerzlicher aber vielleicht noch für die, welche sich ihr ganzes Leben hindurch im Wohlstande befanden. Ich kann mir es nicht verzeihen, daß ich selbst im Angesichte so vieler drohender Leiden ein Gefühl des Stolzes nicht unterdrücken kann. — Es müßte meiner Tochter geradezu an Brod fehlen, ehe ich mich entschließen könnte zu betteln —“

Und mit Bitterkeit setzte sie hinzu:

„Dieser Notar hat mich dahin gebracht, daß ich Almosen suchen muß und es bleibt mir nichts übrig, als mich an das Unvermeidliche meiner Lage zu gewöhnen; es kann von Bedenklichkeiten, von Zartgefühl keine Rede mehr sein; ich muß jetzt die Hand ausstrecken um meinetwillen und um meiner Tochter willen; ja, wenn ich keine Arbeit finde, werde ich mich entschließen müssen, die Mildthätigkeit der Menschen anzurufen, da es der Notar so gewollt hat —

„Es gehört gewiß auch dazu eine gewisse Geschicklichkeit, eine Kunst, welche die Erfahrung giebt; ich werde sie erlernen. Es ist ein Gewerbe wie ein anderes,“ setzte sie mit wahnsinniger Aufregung hinzu. — „Ich habe doch wohl Alles, was das Mitleid erregen kann, — entsetzliches unverdientes Elend und eine Tochter von sechzehn Jahren, einen Engel; aber man muß diese Vortheile geltend zu machen wissen, sie geltend zu machen wagen; — auch dies wird mir gelingen.

„Worüber soll ich mich denn eigentlich auch beklagen?“ rief sie mit schrecklichem Lachen aus. „Das Vermögen ist vergänglich. — Der Notar hat mich wenigstens in einen bestimmten Stand gebracht —“

Die Frau von Fermont saß eine Zeit lang in Gedanken versunken da, dann fuhr sie ruhiger fort:

„Ich habe oft daran gedacht, eine Anstellung zu suchen und ich möchte an der Stelle der Dienerin der Frau im ersten Stocke sein; hätte ich diesen Dienst, so könnte ich mit dem Lohne, den ich erhielte, vielleicht die Bedürfnisse Clara's bestreiten, vielleicht durch die Verwendung dieser Frau Arbeit für meine Tochter finden, die hier bliebe. — Ich brauchte sie dann nicht zu verlassen. Welches Glück, wenn es sich so einrichten ließe! Aber ach, nein, es wäre zu schön, es wäre ein Traum — wenn

ich den Dienst erhalten sollte, müßte die jetzige Dienerin fortgeschickt werden und sie käme dann vielleicht in eine eben so traurige Lage als die unserige jetzt ist. — Hat man sich aber gescheut, mich zu berauben? Wie gelange ich zu der Frau im ersten Stocke? Durch welche Mittel könnte ich die Dienerin vertreiben?"

In diesem Augenblicke wurde dreimal stark an die Thüre geklopft. Die Frau von Fermont erschrak und ihre Tochter fuhr aus dem Schlafe auf.

„Mein Gott, Mutter, was giebt es?" rief Clara aus, indem sie sich aufsetzte. Dann schlang sie in einer unwillkührlichen Bewegung die Arme um den Hals ihrer Mutter, die, eben so erschrocken, die Tochter an sich drückte und ängstlich besorgt nach der Thüre hin sah.

„Mutter, was giebt es?" wiederholte Clara.

„Ich weiß es nicht, mein Kind... Beruhige Dich, — es ist nichts, — man hat nur angeklopft. — Vielleicht die Antwort, die man uns von der Post bringt."

Die wurmstichige Thüre zitterte von Neuem unter mehreren kräftigen Faustschlägen.

„Wer ist da?" fragte Frau von Fermont mit bebender Stimme.

Eine gemeine, heisere Stimme antwortete:

„Sind denn die Nachbarinnen taub? He, Nachbarinnen! Nachbarinnen!"

„Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht," sprach Frau von Fermont, indem sie die Veränderung ihrer Stimme zu verbergen suchte.

„Ich bin Robin, Ihr Nachbar, — geben Sie mir Feuer zum Anzünden meiner Pfeife. — Rasch! Rasch!"

„Mein Gott, es ist der lahme Mann, der immer betrunken ist," sagte die Mutter leise zu ihrer Tochter.

„Wollen Sie mir Feuer geben oder soll ich die Thüre einschlagen? Donnerwetter!"

„Ich habe kein Feuer —"

„So haben Sie doch Schwefelhölzchen, — alle Leute haben Schwefelhölzchen. — Machen Sie auf!"

„Entfernen Sie sich —"

„Sie wollen nicht aufmachen? Eins! — Zwei! —"

„Ich bitte Sie, entfernen Sie sich oder ich rufe um Hilfe—"

„Eins! — Zwei! — Drei! Nicht? Sie wollen nicht aufmachen? So zerschlage ich Alles. Plautz!“ Und der Elende schlug so gewaltig an die Thüre, daß das schlechte Schloß absprang.

Die beiden Frauen schrien entsetzt laut auf.

Frau von Fermont trat trotz ihrer Schwäche dem Banditen in dem Augenblicke entgegen, als er den Fuß über die Schwelle setzte und vertrat ihm den Weg.

„Herr, das ist unwürdig, — Sie werden nicht weiter gehen,“ sprach die unglückliche Mutter, indem sie die halboffene Thüre mit aller Kraft andrückte... „Ich rufe nach Hilfe.“

Sie schauderte bei dem Anblicke dieses Mannes mit dem häßlichen Gesichte.

„Warum?“ antwortete er; „thun Nachbarn einander nichts zu Gefallen? Sie hätten aufmachen sollen; ich hätte dann die Thüre nicht eingeschlagen.“

Dann setzte er mit der Hartnäckigkeit eines Betrunkenen hinzu, während er auf seinen ungleichen Beinen wankte:

„Ich will hinein, — und ich muß hinein und ich weiche nicht, bis ich meine Pfeife angezündet habe —“

„Ich habe weder Feuer noch Schwefelhölzchen. — In des Himmels Namen, gehen Sie!“

„Es ist nicht wahr, Sie sagen das nur, damit ich die Kleine nicht im Bette sehen soll. — Gestern haben Sie die Löcher in der Thüre verstopft. — Die Kleine ist niedlich, — ich will sie sehen. — Nehmen Sie sich in Acht, ich schlage Sie in's Gesicht, wenn Sie mich nicht hineinlassen. — Ich muß die Kleine im Bette sehen und meine Pfeife anstecken, — oder ich zerschlage Alles und Sie mit!“

„Hilfe! Hilfe!“ rief Frau von Fermont, als sie fühlte, daß sie die Thüre nicht länger halten konnte.

Eingeschüchtert durch dies Hilferufen, trat der Mann einen Schritt zurück, ballte die Faust gegen die Frau von Fermont und sagte:

„Das sollst Du mir büßen! — Ich komme wieder und stopfe Dir das Maul zu, daß Du nicht schreien kannst —“

Und der dicke Lahme, wie man ihn auf der Insel des Aussuchers nannte, ging drohend die Treppe hinunter.

Frau von Fermont, die fürchtete, er möchte umkehren und weil das Schloß zerbrochen war, schob den Tisch an die Thüre

Clara war so erschrocken über diese entsetzliche Scene, daß sie fast bewegungslos auf ihr Lager zurückgesunken.

Frau von Fermont vergaß ihre eigene Angst und eilte zu ihrer Tochter, schloß sie in ihre Arme, gab ihr etwas Wasser zu trinken und brachte sie nach langer Mühe wieder zum Bewußtsein. Dann sagte sie zu ihr:

„Beruhige Dich und fasse Muth, armes Kind. — Der schlechte Mensch ist fortgegangen.“

Mit einem unbeschreiblichen Tone des Schmerzes und des Unwillens rief darauf die unglückliche Mutter aus: „Der Notar ist die erste Ursache aller unserer Leiden!“

XII.

Die Opfer eines Mißbrauchs des Vertrauens.

Clara sah mit eben so großer Verwunderung als Furcht um sich.

„Beruhige Dich, mein Kind,“ wiederholte Frau von Fermont, indem sie ihre Tochter zärtlich küßte, „der Elende ist fort —“

„Gott! Mutter, wenn er wiederkäme! Du siehst, Du hast um Hilfe gerufen und es ist Niemand gekommen. Ach, ich bitte Dich, wir wollen dies Haus verlassen, — ich sterbe vor Angst —“

„Wie Du zitterst! Du hast das Fieber!“

„Nein, nein,“ entgegnete das Mädchen, um die Mutter zu beruhigen, „es ist nichts, nur der Schreck, — es vergeht wieder. — Aber wie geht es Dir? Gieb mir Deine Hände. — Mein Gott, wie sie brennen! Du bist krank und willst es mir verbergen.“

„Glaube das nicht, ich befinde mich wohler als je; es ist nur die Aufregung, in die mich der Mann versetzt hat; ich schlief fest auf dem Stuhle da und bin gleichzeitig mit Dir aufgewacht —“

„Aber Deine armen Augen, Mutter, sind roth und entzündet —"

„Der Schlaf auf einem Stuhle erquickt weniger, mein Kind —"

„Ist es wirklich wahr, daß Du nicht krank bist?"

„Gewiß nicht. — Und Du?"

„Ich auch nicht; ich zittere nur vor Furcht. Mutter, wir wollen das Haus verlassen, nicht wahr?"

„Wohin wollen wir uns wenden? Du weißt, wie große Mühe es uns gekostet hat, dieses Stübchen ausfindig zu machen, da wir leider keine Papiere zur Legitimation haben. Und dann haben wir auch vierzehn Tage vorausbezahlt, — das Geld würden wir nicht zurück erhalten und wir besitzen nur noch so wenig, so wenig, daß wir es so viel als möglich schonen müssen."

„Vielleicht antwortet Dir der Herr von St. Remy bald."

„Ich hoffe es nicht mehr, — es ist ja schon so lange, seit ich ihm geschrieben habe."

„Er hat vielleicht Deinen Brief nicht erhalten. — Warum willst Du ihm nicht noch einmal schreiben? Von hier nach Angers ist es nicht weit und wir können bald Antwort haben."

„Armes Kind, Du weißt, wie schwer mir dies schon geworden ist."

„Was wagst Du? Er ist doch von Herzen gut, trotz seinem rauhen Wesen. — War er nicht einer der ältesten Freunde meines Vaters? Und dann ist er ja mit uns verwandt —"

„Er ist selbst arm; sein Vermögen ist sehr gering. — Vielleicht antwortet er uns nicht, weil er sich den Schmerz ersparen will, uns eine abschlägliche Antwort zu geben."

„Wenn er aber Deinen Brief nicht erhalten hätte, Mutter?"

„Wenn er ihn aber erhalten hat, mein Kind, so ist nur zweierlei möglich: entweder er befindet sich selbst in einer zu gedrückten Lage, als daß er uns beistehen könnte, oder — er nimmt keinen Antheil an uns; warum uns also einer abweisenden Antwort oder einer Demüthigung aussetzen?"

„Fasse Muth, gute Mutter; es bleibt uns immer noch eine Hoffnung. — Vielleicht bringt uns dieser Morgen schon eine gute Antwort —"

„Von dem Herrn von Orbigny?"

„Allerdings. — Dieser Brief, den Du schon früher einmal

entworfen hattest, war so einfach, so rührend, — er legte unser Unglück so natürlich dar, daß er Mitleid mit uns haben wird. — Ich weiß nicht, was mir sagt, Du verzweifeltest mit Unrecht an ihm."

„Er hat so wenig Ursache, sich für uns zu interessiren. — Zwar kannte er Deinen Vater und ich habe oft meinen armen Bruder von dem Herrn von Orbigny als einem Manne sprechen hören, mit dem er in sehr gutem Vernehmen gestanden, bevor er sich aus Paris entfernte, um sich mit seiner jungen Frau ganz in die Normandie zurückzuziehen —"

„Eben deshalb hoffe ich; er hat eine junge Frau; sie wird mitleidig sein. Und dann kann man auf dem Lande so viel Gutes thun. Er könnte Dich z. B. als Wirthschafterin annehmen und ich würde gern die Wäsche besorgen. — Der Herr von Orbigny ist sehr reich und in einem großen Hause fehlt es nie an Arbeit."

„Ja, aber wir haben so geringen Anspruch auf seine Theilnahme —"

„Wir sind so unglücklich!"

„Das ist freilich in den Augen sehr mildthätiger Menschen ein Anspruch."

„Wir wollen hoffen, daß der Herr von Orbigny und seine Frau dies sind."

„Wenn von ihm nichts zu erwarten sein sollte, werde ich meine falsche Scham überwinden und an die Frau Herzogin von Lucenay schreiben."

„An die Dame, von welcher Herr von Saint Remy so oft sprach und deren gutes Herz er unaufhörlich rühmte?"

„Ja, an die Tochter des Fürsten von Noirmont. Er hat sie schon als Kind gekannt und behandelte sie fast wie sein eigenes Kind, denn er stand mit dem Fürsten in sehr vetrauten Verhältnissen. Die Herzogin muß sehr viel Bekanntschaften haben; vielleicht wird es ihr möglich, uns ein Unterkommen zu verschaffen."

„Gewiß, Mutter, aber ich begreife Deine Zurückhaltung; Du kennst sie gar nicht, während den Herrn von Orbigny wenigstens mein Vater und mein armer Oheim kannten."

„Könnte auch die Herzogin von Lucenay nichts thun, so werde ich zu einem letzten Mittel greifen."

„Zu welchem, Mutter?"

„Es ist eine sehr geringe, sehr thörichte Hoffnung, vielleicht; aber warum sie unversucht lassen? — Der Sohn des Herrn von Saint Remy ist —"

„Herr von Saint Remy hat einen Sohn?" unterbrach Clara ihre Mutter verwundert.

„Ja, mein Kind, er hat einen Sohn —"

„Er sprach doch nie von ihm; er kam nie nach Angers —"

„Allerdings und aus Gründen, die Du nicht erfahren kannst. Herr von Saint Remy hat Paris vor funfzehn Jahren verlassen und seinen Sohn seitdem nicht wieder gesehen."

„Funfzehn Jahre, ohne seinen Vater zu sehen! Ist das möglich?"

„Ja wohl, wie Du siehst. — Der Sohn des Herrn von Saint Remy war in sehr vielen Cirkeln bekannt, sehr reich —"

„Sehr reich und sein Vater ist arm?"

„Alles Vermögen des Herrn von Saint Remy rührt von seiner Mutter her —"

„Das bleibt sich gleich. Warum läßt er seinen Vater...?"

„Sein Vater würde von ihm nichts angenommen haben."

„Warum nicht?"

„Auch das ist eine Frage, auf die ich Dir nicht antworten kann, mein Kind. — Ich hörte von meinem armen Bruder, man rühme die Freigebigkeit des jungen Mannes sehr. — Da er jung und freigebig ist, muß er auch gut von Herzen sein. — Wenn er durch mich erfährt, daß mein Mann der vertraute Freund seines Vaters war, so interessirt er sich vielleicht für uns und bemüht sich, Arbeit oder eine Stelle für uns zu ermitteln; er hat so zahlreiche vornehme Bekanntschaften, daß es ihm leicht werden wird."

„Und dann erführe man von ihm vielleicht auch, ob sein Vater Angers verlassen habe, bevor Du ihm geschrieben; das würde dann sein Schweigen erklären —"

„Ich glaube, er steht mit seinem Vater in gar keiner Verbindung mehr... Es gilt indeß einen Versuch —"

„Wenn Herr von Orbigny uns keine günstige Antwort giebt, aber, ich wiederhole es, ich weiß nicht, ich hoffe gerade auf ihn."

„Ich habe ihm freilich schon seit mehreren Tagen geschrieben, ihm die Ursachen unseres Unglücks auseinander gesetzt und doch — keine Antwort. Ein Brief, den man vor vier Uhr

Abends auf die Post giebt, kommt schon am andern Morgen früh in Aubiers an; seit fünf Tagen haben wir noch keine Antwort."

„Vielleicht überlegt er, bevor er Dir schreibt, auf welche Weise er uns nützlich sein kann."

„Gott gebe es, mein Kind!"

„Das kommt mir ganz einfach vor. — Wenn er nichts für uns thun könnte, würde er sofort geantwortet haben."

„Er müßte denn nichts thun wollen —"

„Wie ist das möglich, Mutter? Wie kann er uns nicht antworten wollen, uns vier, vielleicht acht Tage hoffen lassen? denn wenn man unglücklich ist, hofft man immer."

„Ach, mein Kind, manche Leute besitzen eine große Gleichgiltigkeit für die Leiden, die sie nicht kennen."

„Aber Dein Brief —?"

„Mein Brief kann ihm keine Vorstellung von unsern unaufhörlichen Leiden und Sorgen geben. Wird mein Brief ihm unser so unglückliches Leben, unsere Demüthigungen aller Art, unsere Existenz in diesem schrecklichen Hause, die Angst, welche wir eben ausstanden, beschreiben? Wird mein Brief ihm die schreckliche Zukunft schildern, die uns erwartet, wenn — Doch, wir wollen nicht mehr davon sprechen, mein Kind. — Mein Gott, Du zitterst —, Du frierst!"

„Nein, Mutter, — achte nicht darauf, aber, sage mir, können wir, wenn uns Alles fehlt, wenn das wenige Geld, das wir noch haben, ausgegeben ist, in einer so reichen Stadt, wie Paris, beide Hungers sterben, weil wir keine Arbeit erhalten und weil ein schlechter Mensch Dir Alles genommen hat, was Du besaßest?"

„Schweig, unglückliches Kind!"

„Ist es möglich, Mutter?"

„Ach!"

„Kann Gott, der Alles weiß und Alles vermag, uns so ganz verlassen, da wir ihn doch nie beleidiget haben?"

„Ich bitte Dich, mein Kind, gieb Dich nicht so trostlosen Gedanken hin; ich sehe es lieber, wenn Du, ohne Grund vielleicht, hoffst. — Beruhige Du mich vielmehr durch Deine Illusionen; ich selbst bin leider nur zu muthlos, Du weißt es —"

„Ja, ja, wir wollen hoffen; das ist besser. Der Neffe des Mannes unten wird uns heute gewiß einen Brief von der Post

bringen... Durch meine Schuld mußt Du ihm von Deinem geringen Schatze noch einmal einen Weg bezahlen. — Wäre ich nicht so schwach gewesen, gestern und heute, so würden wir selbst nach der Post gegangen sein wie vorgestern, aber Du wolltest nicht allein gehen, mich nicht allein hier lassen —"

„Konnte ich es, mein Kind? Bedenke doch — der Elende, der eben die Thüre eingeschlagen hat —; wenn Du allein gewesen wärest?!"

„Schweig, Mutter! Der bloße Gedanke erschreckt mich —"

In diesem Augenblicke wurde stark an die Thüre geklopft.

„Himmel, er ist es!" rief die Frau von Fermont erschrocken aus und sie drückte mit aller Kraft den Tisch gegen die Thüre —

Ihre Angst verschwand indeß, als sie die Stimme des Vaters Micou hörte.

„Madame, mein Neffe kommt von der poste restante. — Es ist ein Brief mit einem X und einem Z da; er kommt weit her und kostet 8 Sous; mit der Besorgung macht es 20 Sous."

„Mutter, ein Brief aus der Provinz! Wir sind gerettet! Er kommt von dem Herrn von Saint Remy oder von Orbigny. — Arme Mutter, Du wirst nicht länger leiden, meinetwegen nicht mehr besorgt sein, Du wirst wieder glücklich werden. Gott ist gerecht! Gott ist gütig!" rief das junge Mädchen aus und ein Hoffnungsstrahl verklärte ihr reizendes Gesicht.

„Ach, Herr, ich danke —, geben Sie, geben Sie schnell her," sagte die Frau von Fermont, indem sie rasch den Tisch bei Seite schob und die Thüre halb öffnete.

„Zwanzig Sous, Madame," wiederholte der Hehler, indem er den so ersehnten Brief zeigte.

„Ich werde Sie sogleich bezahlen —"

„Es hat keine Eile —; jetzt gehe ich auf den Boden hinauf; nach zehn Minuten komme ich wieder und werde im Vorbeigehen das Geld mitnehmen."

Er übergab den Brief der Frau von Fermont und verschwand.

„Der Brief ist aus der Normandie. — Da steht der Poststempel Aubiers. — Er ist von Orbigny!" sagte die Frau

von Fermont, indem sie die Adresse betrachtete: An Madame X. Z. poste restante. Paris. [1])

„Nun, Mutter, hatte ich nicht Recht? Wie mir das Herz klopft!"

„Wir halten hier unser Glück oder Unglück in der Hand," sprach die Frau von Fermont mit bewegter Stimme. Zweimal griff sie nach dem Siegel, um dasselbe zu erbrechen.

Sie hatte den Muth nicht.

Kann man hoffen, die schreckliche Angst zu schildern, welche diejenigen fühlen, die wie die Frau von Fermont von einem Briefe Hoffnung oder Verzweiflung erwarten?

Kaum vermöchte die glühende fieberhafte Aufregung des Spielers, der seine letzten Goldstücke auf ein Kartenblatt setzt und athemlos, mit brennendem Auge von einem entscheidenden Abzuge seine gänzliche Verarmung oder seine Rettung erwartet, eine Vorstellung von der entsetzlichen peinlichen Spannung zu geben, von der wir hier sprechen.

In einer Secunde erhebt sich die Seele zu der strahlendsten Hoffnung oder sinkt in tödtliche Entmuthigung herab, je nachdem sie Hilfe oder Abweisung erwartet. Der Unglückliche geht abwechselnd zu den entgegengesetztesten heftigsten Gefühlen über, von unbeschreiblichen Empfindungen der Hoffnung und der Dankbarkeit gegen das edle Herz, das sich seines Schicksals erbarmte, zu dem bittersten, schmerzlichsten Unwillen über die selbstsüchtige Gleichgiltigkeit.

„Welche Schwachheit!" sagte Frau von Fermont mit einem traurigen Lächeln, indem sie sich auf dem Bette ihrer Tochter niedersetzte. „Noch einmal, meine arme Clara, ich halte unser Schicksal hier in der Hand." Sie deutete auf den Brief. „Ich brenne vor Verlangen, dieses Schicksal zu erfahren und doch wage ich es nicht. — Bringt der Brief eine Weigerung, ach! so erfahren wir es immer zu früh."

„Und wenn er uns Unterstützung zusagt, Mutter? Wenn der kleine Brief gute und tröstende Worte enthält, die uns über

---

1) Die Frau von Fermont hatte ihren Brief in ihrer letzten Wohnung geschrieben und, da sie nicht wußte, wo sie eine andere finden würde, den Herrn von Orbigny gebeten, seinen Brief poste restante zu bezeichnen; da sie aber keinen Paß hatte, um nach Vorzeigung desselben den Brief von dem Postbureau zu erhalten, so hatte sie eine Adresse mit Anfangsbuchstaben gewählt, die man nur anzugeben braucht, um einen damit bezeichneten Brief ausgeliefert zu sehen.

die Zukunft beruhigen, indem sie uns eine bescheidene Stelle in dem Hause des Herrn von Orbigny versprechen, — ist dann nicht jede verlorene Minute ein Augenblick verlorenen Glücks?"

„Ja, mein Kind, wenn aber im Gegentheile —"

„Nein, Mutter, Du irrst Dich gewiß. Ich sagte Dir schon, der Herr von Orbigny hat mit der Antwort so lange gezögert, um uns eine günstige Gewißheit geben zu können. — Zeige mir den Brief, Mutter, ich errathe gewiß schon an der Handschrift, ob er uns gute oder schlimme Nachricht bringt. Siehst Du, jetzt bin ich überzeugt," setzte Clara hinzu, indem sie den Brief nahm; „man braucht die einfache, feste, gute Schrift nur anzusehen, um zu errathen, daß sie von einer treuen, edeln Hand herrührt, welche gewöhnt ist, sich für die Unglücklichen auszustrecken."

„Ich bitte Dich, Clara, keine thörichten Hoffnungen! Ich finde sonst noch weniger den Muth, den Brief zu öffnen."

„Mein Gott, gute Mutter, ich kann Dir so ziemlich genau sagen, was er enthält, ohne daß ich ihn erbreche. Höre mich an: „Madame, Ihr und Ihrer Tochter Schicksal verdient die Theilnahme in dem Maße, daß ich Sie ersuche, zu mir zu kommen, wenn Sie geneigt sein sollten, die Leitung meines Hauswesens zn übernehmen —"

„Ich bitte Dich, Kind, keine unsinnige Hoffnung! Die Wirklichkeit würde zu schrecklich davon abstechen. — Muth!" setzte sie dann hinzu, indem sie den Brief aus der Hand ihrer Tochter nahm und sich anschickte, das Siegel zu erbrechen.

„Muth?" fiel Clara lächelnd und in dem hohen Vertrauen ein, das der Jugend so natürlich ist. „Ich brauche keinen Muth, denn ich bin dessen, was ich sage, gewiß. — Soll ich den Brief erbrechen und lesen? Gieb her!"

„Ja, — das ist mir lieber. — Aber nein, es wird doch besser sein, daß ich ihn selbst lese."

Und die Frau von Fermont erbrach in der ängstlichsten Spannung das Siegel.

Die Tochter, die trotz ihrem scheinbaren Vertrauen doch auch sehr bewegt war, athmete kaum.

„Lies laut, Mutter," sagte sie.

„Der Brief ist nicht lang; die Gräfin von Orbigny hat ihn geschrieben," sagte die Mutter, indem sie nach der Unterschrift sah.

„Desto besser. Das ist ein gutes Zeichen. — Siehst Du, Mutter, die vortreffliche junge Dame wird Dir selbst haben antworten wollen —"

„Wir wollen sehen."

Und die Frau von Fermont las mit bebender Stimme:

„Madame,

„der Herr Graf von Orbigny, der seit einiger Zeit sehr „unwohl ist, konnte Ihnen während meiner Abwesenheit nicht „antworten —"

— „Siehst Du, Mutter, es war nicht seine Schuld."

— „Höre nur weiter —"

„Erst diesen Morgen aus Paris hier angekommen, beeile „ich mich, Ihnen zu schreiben, nachdem ich Ihren Brief dem „Herrn von Orbigny mitgetheilt habe. Er erinnert sich nur „sehr unbestimmt der Verhältnisse, in denen er nach Ihrer Ver„muthung mit Ihrem Herrn Bruder gestanden haben soll. „Der Name Ihres Herrn Gemahls ist dem Grafen von Or„bigny nicht unbekannt, er kann sich aber nicht erinnern, bei „welcher Gelegenheit er denselben nennen hörte. Die angeb„liche Beraubung, deren Sie so leichthin den Herrn Jacob „Ferrand beschuldigen, welcher glücklicher Weise unser Notar ist, „hält der Graf von Orbigny für eine schmachvolle Verläum„dung, deren Bedeutung Sie ohne Zweifel nicht genügend be„dacht haben. Mein Gemahl kennt und bewundert gleich mir „die ausgezeichnete Rechtschaffenheit jenes achtbaren und from„men Mannes, den Sie so verblendeter Weise angreifen. Der „Graf von Orbigny bemitleidet die traurige Lage, in welcher „Sie sich Ihrer Angabe nach befinden und deren wirkliche Ur„sache zu ermitteln ihm nicht zukommt, sieht sich aber in die „Unmöglichkeit versetzt, etwas für Sie zu thun.

„Empfangen Sie, Madame, mit dem Ausdrucke des Be„dauerns meines Gemahls, die Versicherung meiner ausgezeich„neten Hochachtung.

„Gräfin von Orbigny."

Mutter und Tochter sahen einander mit schmerzlicher Verwunderung an und vermochten kein Wort zu sprechen. In diesem Augenblicke klopfte der Vater Micou an die Thüre und sagte:

„Kann ich eintreten, Madame? Ich will die 20 Sous mitnehmen."

„Freilich, — eine so gute Nachricht ist es wohl werth, daß wir soviel dafür geben, als wir in zwei Tagen zu unserm Lebensunterhalte brauchen," sagte die Frau von Fermont mit bitterm Lächeln. Sie ließ den Brief auf dem Bette ihrer Tochter liegen, ging an einen alten Koffer ohne Schloß, bückte sich und öffnete ihn.

„Wir sind bestohlen!" rief die unglückliche Frau entsetzt aus. — „Nichts, — nichts ist mehr da," setzte sie düster hinzu.

Und wie vernichtet, stützte sie sich auf den Koffer.

„Was sagst Du, Mutter, — der Beutel mit dem Gelde —?"

Frau von Fermont sprang rasch auf, ging aus dem Stübchen hinaus und sagte zu dem Hehler, der vor der Thüre wartete, mit funkelnden Augen und hochgerötheten Wangen:

„Herr, ich hatte einen Beutel mit Geld in diesem Koffer, — man hat ihn mir gestohlen, vorgestern ohne Zweifel, denn an diesem Tage bin ich mit meiner Tochter eine Stunde ausgegangen. Das Geld muß wieder herbeigeschafft werden, — hören Sie? Sie sind verantwortlich."

„Man hat Sie bestohlen! Das ist nicht wahr. In meinem Hause wohnen nur ehrliche Leute," antwortete der Hehler brutal; „Sie sagen dies nur, um mir die 20 Sous nicht zu bezahlen."

„Ich sage Ihnen, daß man mich bestohlen hat und daß dies Geld Alles war, was ich in der Welt besaß; es muß wiedergefunden werden, oder ich klage . . . Ich werde nichts schonen, keine Rücksicht nehmen, — merken Sie sich das."

„Das wäre hübsch! Sie? Sie haben ja nicht einmal Legitimationspapiere. Klagen Sie immerhin, — gehen Sie sogleich —"

Die unglückliche Frau stand da, wie vom Blitze getroffen.

Sie konnte nicht ausgehen, die Tochter nicht allein im Bett lassen, seit der dicke Lahme sie so erschreckt hatte, besonders aber wegen der Drohungen, die der Hehler aussprach, denn er fuhr fort:

„Das ist eine Finte; Sie haben kein Geld und wollen mich nicht bezahlen, nicht wahr? Nun meinetwegen; wenn Sie vor meiner Thüre vorbeigehen, werde ich Ihnen Ihren

alten schwarzen Shawl abreißen; er ist zwar sehr abgeschabt, aber zwanzig Sous ist er doch wohl noch werth."

„Ach, Herr," entgegnete Frau von Fermont weinend, „haben Sie Mitleiden mit uns. Die kleine Summe war Alles, was wir besaßen. Da man uns diese gestohlen hat, so ist uns nichts, gar nichts mehr geblieben, nichts — und wir müssen verhungern."

„Was geht das mich an? Wenn es wahr ist, daß man Sie bestohlen, daß man Ihnen Geld gestohlen hat (ich halte es aber für eine Lüge), so ist da nichts zu machen —"

„Großer Gott!"

„Der, welcher Sie bestohlen hat, wird nicht so dumm gewesen sein, die Geldstücke zu bezeichnen und sie bei sich zu behalten, um sich festnehmen zu lassen, wenn es Jemand in dem Hause gewesen sein sollte, was ich nicht glaube, denn, wie ich noch diesen Morgen zu dem Onkel der Dame im ersten Stock sagte, es ist hier wie in einem Dörfchen. — Hat man Sie bestohlen, so ist es ein Unglück. — Sie können hunderttausend Mal klagen und werden doch keinen Pfennig wieder erhalten, glauben Sie mir. — Aber," unterbrach sich der Hehler, als er die Frau von Fermont wanken sah, „was fehlt Ihnen? Sie werden ganz blaß. — Nehmen Sie sich in Acht, — Mademoiselle, Ihrer Mutter wird unwohl," setzte er hinzu, indem er zeitig genug vortrat, um die unglückliche Mutter zu halten, die in Folge dieses letzten Schlages ohnmächtig wurde. Die erheuchelte Energie, welche sie so lange aufrecht erhalten hatte, wich endlich.

„Mutter! Mein Gott, was ist Dir?" rief Clara aus, die noch im Bette lag.

Der trotz seinen funfzig Jahren noch rüstige Hehler konnte einem Anfluge von Mitleid nicht widerstehen, nahm die Frau von Fermont in seine Arme, schob mit einem Knie die Thüre auf und sagte:

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, daß ich hereinkomme, während Sie noch im Bette liegen, aber ich muß Ihnen doch die Mutter bringen. — Sie ist ohnmächtig geworden, es wird aber bald wieder vergehen —"

Clara stieß, als sie den Mann hereintreten sah, einen Schrei des Entsetzens aus und verbarg sich so gut sie konnte unter ihrer Bettdecke.

Der Hehler setzte die Frau von Fermont auf den Stuhl neben dem Bette und entfernte sich, ließ aber die Thüre angelehnt, da der dicke Lahme das Schloß abgerissen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde nach dieser letzten Erschütterung war die heftige Krankheit, die längst schon in der Frau von Fermont gelegen hatte, ausgebrochen.

In Fieberhitze irre redend, lag die unglückliche Frau in dem Bette ihrer weinenden Tochter, die, allein, fast eben so krank wie ihre Mutter, weder Geld noch Freunde hatte und jeden Augenblick fürchtete, den Banditen eintreten zu sehen, der nebenan wohnte.

— — — — — — — — — — — —

XIII.

Die Straße Chaillot.

Wir eilen einige Stunden dem Herrn Badinot voraus, der sich zu dem Vicomte von Saint Remy begab.

Der Letztere wohnte, wie wir bereits erwähnt haben, in der Straße Chaillot und hatte allein ein schönes kleines Haus inne, welches zwischen dem Hofe und Garten stand. Trotz der Nähe der elysäischen Felder, der modischesten Promenade von Paris, ist jener Stadttheil ziemlich still und einsam.

Wir brauchen die Vortheile nicht aufzuzählen, welche die Lage einer so klug ausgewählten Wohnung dem Herrn von Saint Remy gewährte, der hauptsächlich auf sein Glück bei den Frauen speculirte. Wir erwähnen blos, daß eine Dame ganz unbemerkt zu ihm gelangen konnte durch eine kleine Thüre des großen Gartens, welche in ein ganz ödes Gäßchen führte, das die Straße Chaillot mit der Straße Marbeuf verband.

Sehr zufälliger Weise hatte auch einer der schönsten und berühmtesten Kunstgärten von Paris einen sehr wenig benutzten Ausgang in dieses Gäßchen und die Besucherinnen des Herrn von Saint Remy konnten deshalb, wenn sie unerwartet Bekannte hier trafen, einen völlig plausiblen Vorwand geltend

machen, warum sie sich in dieses Gäßchen gewagt. Sie wollten (konnten sie sagen) bei einem berühmten Kunstgärtner seltene Blumen sich aussuchen.

Die schönen Besucherinnen würden in diesem Falle auch nur halb gelogen haben, denn auch der Vicomte, welcher den Luxus nach jeder Richtung hin pflegte, besaß ein schönes Treibhaus, das sich zum Theil an dem erwähnten Gäßchen hinzog. Die kleine geheime Thüre führte in diesen köstlichen Wintergarten, welcher an ein Boudoir (man verzeihe diesen veralteten Ausdruck) in dem Erdgeschosse des Hauses stieß.

Man konnte deshalb recht wohl ohne Bild sagen, daß die Damen, welche über die gefährliche Schwelle schritten, um zu dem Herrn von St. Remy zu gelangen, auf blumigen Wegen in ihr Verderben gingen, denn im Winter namentlich war der zierliche Eingang mit schönen blühenden Gebüschen ausgeschmückt.

Die Herzogin von Lucenay, die eifersüchtig war wie ein leidenschaftlich liebendes Weib, hatte einen Schlüssel zu dieser kleinen Thüre verlangt.

Wir verweilen einen Augenblick bei dem allgemeinen Charakter dieser seltsamen Wohnung, weil sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein Spiegel jener entwürdigenden Lebensweise war, die glücklicher Weise jetzt täglich seltener wird, aber doch als eine Seltsamkeit unserer Zeit mit angeführt werden muß, der Lebensweise jener Männer nämlich, welche für die Frauen das sind, was die Courtisanen für die Männer sind. Wir möchten diese Männer, da es keinen besondern Ausdruck für sie giebt, Freudenmänner nennen.

Das Innere des Hauses des Herrn von St. Remy gewährte in dieser Hinsicht einen merkwürdigen Anblick, oder es war vielmehr in zwei völlig verschiedene Theile geschieden, in das Erdgeschoß, in welchem er die Damen aufnahm, und in die erste Etage, in welcher er seine Spiel-, Tisch- und Jagdgenossen, die sogenannten Freunde, empfing.

Im Erdgeschosse befand sich ein Schlafgemach, in welchem man nichts sah als Gold, Spiegel, Blumen, Atlas und Spitzen, ein kleines Musikzimmer mit einer Harfe und einem Piano (der Vicomte spielte vortrefflich), ein Zimmer mit Gemälden und Curiositäten, das Boudoir, welches mit dem Treibhause in Verbindung stand, ein Speisezimmer für zwei Personen, ein

Badezimmer, ein vollendetes Muster von orientalischem raffinirten Luxus, und dicht daran eine kleine Bibliothek, die zum Theil nach dem Catalog jener eingerichtet war, welche La Mettrie für Friedrich den Großen zusammengestellt hatte.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß alle diese mit wahrhaft sardanapalischem Luxus und vortrefflichem Geschmack meublirten Zimmer wenig bekannte Watteaus und Bouchers, Porzellangruppen von Clodion rc. zur Verzierung hatten. Dazu denke man sich im Sommer als Perspective die grüne Tiefe eines buschigen, einsamen, blütenreichen Gartens mit Vögeln und einem kleinen Bache, der, bevor er sich auf dem frischen Rasen verbreitet, von einem schwarzen Felsen herunterstürzt, glänzt wie Silbergaze und sich in ein klares Becken ergießt, in welchem schöne weiße Schwäne spielen.

Kam dann die Nacht, welcher Schatten, welcher Duft, welche Stille in den wohlriechenden Bosquets, deren dichtes Blätterdach sich über Ruhebänken von Binsen und indischen Matten ausbreitete!

Im Winter dagegen war mit Ausnahme der Glasthüre, welche in das Treibhaus führte, Alles dicht verschlossen; die durchsichtige Seide der Rouleaux und das Spitzengeflecht der Vorhänge machte das Licht noch geheimnißvoller, während auf allen Meubles fremdländische schönblühende Gewächse standen.

In dieser schweigenden Behausung voll wohlriechender Blumen und reizender Gemälde athmete man gewissermaßen eine berauschende Liebesluft, welche die Seele und die Sinne in schmachtende Sehnsucht versenkte.

Endlich, um die Honneurs in diesem Tempel zu machen, welcher der Liebe des Alterthums oder den nackten Gottheiten Griechenlands errichtet zu sein schien, der Vicomte, ein schöner junger Mann, der bald geistreich, bald zärtlich, bald schmachtend, bald keck, bald spöttisch, bald ausgelassen lustig war, ein ausgezeichneter Harfen- und Pianospieler mit einer jener leidenschaftlichen Stimmen, welche die Frauen nie singen hören können, ohne einen tiefen fast körperlichen Eindruck zu empfinden, der Vicomte von Saint Remy, der überdies verliebt, leidenschaftlich verliebt und immer verliebt war.

In Athen würde er ohne Zweifel bewundert, gepriesen, vergöttert worden sein wie Alcibiades; in unsern Tagen, in der

Zeit, von welcher wir sprechen, war der Vicomte nur ein Fälscher, ein gemeiner Betrüger.

Das erste Stockwerk des Hauses des Vicomte hatte ein ganz männliches Aussehen.

Hier empfing er seine zahlreichen Freunde, die übrigens sämmtlich der besten Gesellschaft angehörten.

Hier fand sich nichts Kokettes, nichts Weibisches, ein einfaches Meublement und als Ausschmückung schöne Waffen, Abbildungen von Pferden, welche dem Vicomte eine gute Anzahl goldener und silberner Becher und Vasen gewonnen hatten, die auf den Meubles standen. Das Rauch- und das Spielzimmer stießen an einen hübschen Speisesaal, wo acht Personen (eine Zahl, welche durchaus nicht überschritten werden darf, wenn es sich um ein ächtes Diner handelt) oftmals die vortreffliche Küche und den nicht minder ausgezeichneten Keller des Vicomte schätzen gelernt hatten, bevor sie mit ihm eine Partie Whist um 5 bis 600 Louisd'or spielten oder die Würfel ergriffen.

Nachdem wir diese beiden völlig geschiedenen Theile des Hauses beschrieben haben, möge uns der Leser in tiefere Regionen folgen, in den Hof eintreten und die kleine Treppe hinaufsteigen, welche zu der sehr comfortablen Wohnung des Edward Patterson, Vorstehers des Marstalls St. Remy's, führte.

Dieser ausgezeichnete Kutscher hatte Boyer, den vertrauten Kammerdiener des Vicomte, zum Frühstück geladen. Nachdem eine sehr hübsche englische Dienerin die silberne Theekanne gebracht und sich wieder entfernt hatte, blieben die beiden Männer allein.

Patterson war ungefähr vierzig Jahre alt. Nie ächzte ein Bock unter einem geschicktern und dickern Kutscher, nie schaute ein rötheres, volleres Gesicht unter einer weißen Perrücke hervor, nie hielt eine linke Hand graziöser die Zügel von vier Pferden. Er verstand sich auf Pferde so gut wie Tattersal in London und der Vicomte hatte in ihm einen Mann gefunden, der nicht blos geschickt vom Bocke zu fahren wußte, sondern auch alle Vortheile kannte, die bei einem Wettrennen anzuwenden sind.

Wenn Patterson nicht in seiner prächtigen Livrée in Braun und Silber auf dem Bocke saß, glich er vollkommen einem ehrlichen englischen Pächter. So führen wir ihn jetzt dem Leser

vor, doch müssen wir noch vorausschicken, daß man in dem dicken rothen Gesichte die Schlauheit eines Roßtäuschers erkannte.

Boyer, der vertraute Kammerdiener des Vicomte, war ein langer hagerer Mann mit schlichtem grauen Haar, kahler Stirn, schlauem Blick und kaltem Gesichte. Er sprach in gewählten Ausdrücken, besaß ein ungezwungenes artiges Benehmen und eine gewisse literarische Bildung; seine politischen Ansichten waren conservative und er konnte bei einem Dilettantenquartett recht gut die erste Violine spielen. Von Zeit zu Zeit nahm er eine Prise aus einer mit ächten Perlen besetzten goldenen Dose, worauf er mit dem Rücken seiner Hand, die so tadellos war wie die seines Herrn, die Falten seines Hemdes von feiner holländischer Leinwand abstäubte.

„Wissen Sie, lieber Patterson," sagte Boyer, „daß Ihre Magd Betty recht gut bürgerlich zu kochen versteht?"

„Ja, sie ist ein gutes Mädchen," sagte Patterson, der vollkommen gut französisch sprach, „und ich werde sie mit in mein Etablissement nehmen, wenn ich mich noch entschließe, dies zu übernehmen. — Da wir allein sind, so wollen wir denn auch von Geschäften sprechen, lieber Boyer. Sie verstehen sich so gut darauf."

„Nun, ein wenig," sagte Boyer bescheiden, indem er eine Prise nahm. „Man lernt es mit der Zeit, wenn man die Geschäfte Anderer zu führen hat."

„Ich möchte Sie um einen wichtigen Rath fragen und deshalb bat ich Sie eigentlich, eine Tasse Thee bei mir zu trinken."

„Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten, lieber Patterson."

„Sie wissen, daß ich, abgesehen von den Rennpferden, mit dem Vicomte einen Contract eingegangen bin, für 24,000 Frcs., meinen Gehalt eingerechnet, seinen Stall vollständig zu unterhalten, Vieh und Menschen, d. h. acht Pferde und fünf bis sechs Stallknechte und Jungen."

„Ja."

„Vier Jahre lang hat mich der Herr Vicomte pünktlich bezahlt. — In der Mitte vorigen Jahres aber sagte er zu mir: Edward, ich bin Ihnen ungefähr 24,000 Frcs. schuldig. Wie hoch schätzen Sie wenigstens meine Pferde und Wagen? — Herr Vicomte, jedes der acht Pferde kann nicht unter 3000 Frcs.

verkauft werden und dann ist es noch halb geschenkt (— das ist auch wahr, Boyer, denn das Paar am Phaëton ist mit 500 Guineen bezahlt worden —), das gäbe 24,000 Frcs. für die Pferde. Dann sind vier Wagen da; dafür wollen wir 12,000 Frcs. setzen und es machte also im Ganzen 36,000 Frcs. — „Nun," fuhr der Herr Vicomte fort, „kaufen Sie mir Alles um diesen Preis ab, unter der Bedingung, daß Sie mir für die 12,000 Frcs., welche über Ihre Forderung hinausgehen, Pferde, Wagen und Leute noch sechs Monate zur Verfügung überlassen."

„Sie sind klüglicher Weise den Handel eingegangen? Es war ja reiner Gewinn."

„Allerdings; nach vierzehn Tagen sind die sechs Monate um und die Pferde, die Wagen werden mein Eigenthum."

„Nichts einfacher. Der Kauf ist von Badinot, dem Geschäftsführer des Herrn Vicomte, aufgesetzt worden. Worin bedürfen Sie noch meines Rathes?"

„Was soll ich nun machen? Soll ich die Wagen und Pferde verkaufen, weil der Herr Vicomte Paris verläßt, und Alles wird sich sehr gut verkaufen, denn er ist als der erste Kenner in der Stadt berühmt, oder soll ich mit meinem Stalle einen Pferdehandel anfangen? Es gäbe einen hübschen Anfang. Wozu rathen Sie mir?"

„Ich rathe Ihnen das, was ich an Ihrer Stelle thun würde."

„Wie so?"

„Ich befinde mich in derselben Lage wie Sie."

„Sie?"

„Dem Herrn Vicomte ist das Detail zuwider. Als ich hier eintrat, besaß ich als eigenes Vermögen und Ersparnisse etwa 60,000 Frcs. Ich habe die Ausgaben des Haushaltes bestritten wie Sie die des Stalles und der Herr Vicomte bezahlte mich alle Jahre, ohne die Rechnungen anzusehen. Ungefähr um dieselbe Zeit wie Sie hatte ich eine ziemliche Summe vorgeschossen und der Vicomte machte mir, wie Ihnen, den Antrag, mir das Mobiliar dieses Hauses zu verkaufen, mit Einschluß des sehr schönen Silberzeuges, sehr schöner Gemälde 2c. Alles dies wurde zum niedrigsten Preise, 140,000 Frcs., angesetzt; 80,000 Frcs. hatte ich ausgelegt, es blieben also noch

60,000 übrig, von denen ich den Tisch, den Lohn der Leute, aber weiter nichts, bezahlen sollte, so lange sie reichen würden."

„Bei diesen Ausgaben gewannen Sie auch noch."

„Es war dies nöthig, denn ich hatte mit den Lieferanten Contracte dahin abgeschlossen, daß ich erst nach dem Verkaufe bezahlen würde," sagte Boyer, indem er eine starke Prise nahm. „Nach Ablauf des jetzigen Monats — "

„Ist das Mobiliar Ihr Eigenthum, wie die Pferde und Wagen mein Eigenthum sind."

„Der Herr Vicomte hat dadurch erlangt, daß er in der letzten Zeit wie ein großer Herr lebte, seinen Gläubigern zum Trotze; das Mobiliar, Silbergeschirr, Pferde, Wagen, Alles war baar bezahlt und unser Eigenthum geworden."

„So ist also der Herr Vicomte ruinirt?"

„In fünf Jahren — "

„Und der Vicomte hatte geerbt?"

„Eine lumpige Million," sagte Boyer verächtlich, indem er wieder eine Prise nahm. „Diese Million ist ausgegeben und er hat noch etwa 200,000 Frcs. Schulden dazu gemacht. — Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich die Absicht hatte, das vortrefflich meublirte Haus, so wie es ist, mit Wäsche, Gläsern, Porzellan, Silbergeschirr und Treibhaus, an Engländer zu vermiethen. Manche Ihrer Landsleute würden es sehr theuer bezahlt haben."

„Allerdings. Warum thun Sie es nicht?"

„Es ist doch gewagt und ich ziehe vor, das Mobiliar zu verkaufen. Der Herr Vicomte ist als Kenner in kostbaren Meubles und Kunstgegenständen so berühmt, daß das, was er besaß, einen doppelten Werth haben wird und ich gewiß ein hübsches Sümmchen herausbringe. Machen Sie es wie ich, Herr Patterson, verkaufen Sie Pferde und Wagen und lassen Sie sich nicht in Speculationen ein. Man wird einander überbieten, um Sie, den ersten Kutscher des Herrn Vicomte von Saint Remy zu erhalten; man sprach gestern schon von einem ganz jungen Manne, einem Vetter der Frau Herzogin von Lucenay, dem jungen Herzog von Montbrison, der mit seinem Lehrer aus Italien kommt und sein Hauswesen einrichten wird. Zweihundert und funfzigtausend Liv. Renten von Grundbesitz, mein lieber Patterson, zweimalhundert und funfzigtausend Liv. Renten! Dabei zwanzig Jahre alt, noch voll von Vertrauen

und verschwenderisch wie ein Fürst! ... Ich kenne den Intendanten und kann Ihnen in Vertrauen sagen, daß er mich bereits als ersten Kammerdiener engagirt hat, — er protegirt mich, der Einfaltspinsel."

Herr Boyer zuckte dabei die Achseln und nahm wieder eine Prise.

„Sie hoffen ihn zu verdrängen?"

„Er ist ein Dummkopf, denn er führt mich in das Haus ein, als wenn ich für ihn nicht zu fürchten wäre! Ehe zwei Monate vergehen, bin ich an seiner Stelle —"

„Zweihundert und funfzigtausend Liv. Renten von Grundbesitz!" wiederholte Patterson nachdenkend, — „und ein junger Mann, — das ist ein gutes Haus."

„Ich sage Ihnen, hier ist etwas zu machen. — Ich werde gegen meinen Gönner", setzte Boyer ironisch hinzu, „für Sie sprechen. — Treten Sie mit ein; es ist da ein Vermögen, das gute Wurzeln hat und an dem man lange zehren kann. Es ist das nicht wie die lumpige Million des Herrn Vicomte ein Schneeball, den ein Strahl der Pariser Sonne schmilzt. Ich habe es gleich eingesehen, daß ich nicht lange hier sein würde; es ist Schade, denn das Haus machte uns Ehre und ich werde dem Herrn Vicomte bis zum letzten Augenblicke mit der ihm gebührenden Achtung dienen."

„Ich danke Ihnen, lieber Boyer, und nehme Ihren Vorschlag an. Was meinen Sie, wenn ich dem jungen Herzoge die Pferde und Wagen des Herrn Vicomte anböte? Sie sind in ganz Paris bekannt und allgemein bewundert."

„Sehr wahr; Sie können da ein glänzendes Geschäft machen."

„Warum wollen Sie ihm nicht auch das so prächtig eingerichtete Haus anbieten, wie es steht und liegt? Er kann es nicht besser finden."

„Wahrhaftig, Patterson, Sie sind ein Mann von Geist, das weiß ich, und Sie bringen mich da auf einen herrlichen Gedanken. Wir müssen uns an den Herrn Vicomte wenden; er ist ein so guter Herr, daß er gewiß bei dem jungen Herzoge für uns spricht; er kann ja recht gut sagen, daß er seine ganze Einrichtung verkaufen wolle, weil er zu der Gesandtschaft in Gerolstein abgehe. Lassen Sie sehen; **160,000** Frcs. für das

Haus, ganz meublirt, mit Silbergeschirr und Gemälden, 50,000 Frcs. für Wagen und Pferde, das macht so 230 bis 240,000 Frcs. Das ist gefunden für einen jungen Mann, der sich Alles anschaffen will; es würde ihm dreimal so viel kosten, wenn er sich so elegant einrichten wollte, wie er es hier findet; denn, das muß man gestehen, es versteht kein Anderer zu leben wie der Vicomte."

„Und die Pferde!"

„Und die Küche. Gottfried, der Koch, hat sich außerordentlich vervollkommnet seit er hier ist, denn der Vicomte hat ihm die trefflichsten Lehren gegeben —"

„Ueberdies soll der Vicomte ein ausgezeichneter Spieler sein."

„Er ist bewundernswürdig beim Spiele und gewinnt die größten Summen mit noch größerm Gleichmuthe als er sie verliert."

„Und die Weiber! Boyer, die Weiber! Sie müssen davon viel zu erzählen wissen, da Sie allein in die Zimmer im Parterre hineingehen dürfen —"

„Ich habe meine Geheimnisse, wie Sie die Ihrigen haben."

„Ich die meinigen?"

„Erhielten Sie nicht besonders vertrauliche Mittheilungen, als der Vicomte seine Pferde an den Wettrennen Antheil nehmen ließ? Ich will nichts gegen die Rechtlichkeit der Jockeys Ihrer Gegner sagen, es ging jedoch das Gerücht —"

„Still, lieber Boyer! Ein Gentleman gefährdet den Ruf eines Jockeys, der so schwach war, auf ihn zu hören, nicht mehr —"

„Als ein galanter Mann den Ruf einer Frau gefährdet, die ihm Zugeständnisse machte; wir wollen also unsere Geheimnisse, oder vielmehr die Geheimnisse des Herrn Vicomte bewahren, lieber Patterson."

„Was wird er nun vornehmen?"

„Er wird in einem guten Reisewagen und mit 7 bis 8000 Frcs., die er irgendwo zu finden wissen wird, nach Deutschland reisen. O, um den Herrn Vicomte bin ich unbesorgt; er gehört zu den Personen, die, wenn sie fallen, stets wieder auf die Beine zu stehen kommen, wie man zu sagen pflegt —"

„Hat er keine Erbschaft zu erwarten?"

„Nein, denn sein Vater ist nicht reich."

„Sein Vater?"

„Allerdings —"

„Der Vater des Herrn Vicomte ist nicht todt?"

„Er lebte wenigstens noch vor fünf bis sechs Monaten. — Der Herr Vicomte schrieb damals wegen gewisser Familienpapiere an ihn —"

„Man sieht ihn ja aber niemals hier —"

„Aus dem ganz einfachen Grunde, weil er seit funfzehn Jahren in der Provinz, in Angers, lebt."

„Der Vicomte besucht ihn auch nie?"

„Seinen Vater?"

„Ja."

„Niemals."

„Sie haben sich also veruneiniget?"

„Was ich Ihnen sagen kann, ist kein Geheimniß, denn ich weiß es von dem ehemaligen Vertrauten des Herrn Fürsten von Noirmont."

„Des Vaters der Herzogin von Lucenay?" fragte Patterson mit einem bedeutungsvollen Blicke, den aber Boyer, seiner Zurückhaltung und Verschwiegenheit getreu, nicht beachtete. Er fuhr vielmehr ganz ruhig fort:

„Die Frau Herzogin von Lucenay ist in der That die Tochter des Fürsten von Noirmont; der Vater des Vicomte war der vertraute Freund des Fürsten; die Frau Herzogin war damals noch ganz jung und der Herr von Saint Remy, der Vater, der sie sehr liebte, behandelte sie wie sein eigenes Kind. Ich habe dies von Simon, dem Vertrauten des Fürsten, erfahren; auch kann ich ohne Rückhalt sprechen, denn das Abenteuer, das ich erzählen will, bildete damals das Tagesgespräch von ganz Paris. Der Vater des Herrn Vicomte ist, trotz seinen sechzig Jahren, ein Mann von eisernem Character, von Löwenmuth, und von einer Rechtschaffenheit, die ich fabelhaft nennen möchte. — Er besaß fast gar nichts und hatte aus Liebe die Mutter des Vicomte geheirathet, ein ziemlich reiches Mädchen, das die Million besaß, welche wir dem Herrn Vicomte haben durch die Finger laufen sehen —"

Herr Boyer verneigte sich dabei und Patterson folgte seinem Beispiele.

„Die Ehe war eine sehr glückliche bis zu dem Augenblicke, als der Vater des Vicomte zufällig, wie man sagt, verteufelte Briefe fand, welche klar bewiesen, daß seine Frau während einer Reise, die er gemacht, drei oder vier Jahre nach seiner Verheirathung, mit einem polnischen Grafen in vertrauten Verhältnissen gestanden hatte."

„Die Polen haben darin viel Glück. — Als ich bei dem Herrn Marquis von Senneval war, fand man die Frau Marquise —"

Boyer unterbrach seinen Cameraden.

„Sie sollten, mein lieber Patterson, wissen, wie unsere großen Familien verwandt sind, ehe Sie sprechen; sonst setzen Sie sich schlimmen Dingen aus."

„Wie so?"

„Die Frau Marquise von Senneval ist die Schwester des Herrn Herzogs von Montbrison, in dessen Dienst Sie zu treten wünschen —"

„Der Teufel!"

„Bedenken Sie, wenn Sie in solchen Ausdrücken in Gegenwart von Andern gesprochen hätten! Man würde Sie nicht vierundzwanzig Stunden im Hause geduldet haben."

„Sie haben Recht, Boyer; ich werde mich um die Verwandtschaften bekümmern."

„Weiter. Der Vater des Vicomte entdeckte also nach einer zwölf- oder funfzehnjährigen Ehe, daß er sich über einen polnischen Grafen zu beklagen hatte. Glücklicher oder unglücklicher Weise war der Herr Vicomte neun Monate nach der Rückkunft seines Vaters oder vielmehr des Grafen von St. Remy von jener verderblichen Reise zur Welt gekommen, so daß er, trotz großer Wahrscheinlichkeit, nicht gewiß wußte, ob der Herr Vicomte die Frucht eines Ehebruchs sei. Trotzdem trennte sich der Graf sofort von seiner Frau, wollte keinen Pfennig mehr von dem Vermögen haben, das sie ihm zugebracht hatte und zog sich mit etwa 80,000 Frcs., die er besaß, in die Provinz zurück. Bedenken Sie aber den Groll dieses Mannes. Obgleich die Beleidigung bereits vor funfzehn Jahren geschehen

war, als er sie entdeckte, also eigentlich Verjährung hätte eingetreten sein müssen, so machte er sich doch in Begleitung des Herrn von Fermont, eines Verwandten, auf, um den Polen, den Verführer, aufzusuchen. Nachdem er ihn anderthalb Jahr lang in fast allen Städten Europa's gesucht hatte, traf er ihn in Venedig."

„Wie eigensinnig!"

„In Venedig kam es zu einem fürchterlichen Duell, in welchem der Pole auf dem Platze blieb. Alles geschah ganz in der Ordnung, aber der Vater des Vicomte zeigte, wie man sagt, eine so große Freude, als er den Polen tödtlich verwundet sah, daß sein Vetter, der Herr von Fermont, ihn mit Gewalt von dem Kampfplatze hinwegreißen mußte, da der Graf durchaus, wie er sagte, seinen Feind vor seinen Augen sterben sehen wollte."

„Welcher Mann!"

„Der Graf kam nun nach Paris zurück, ging zu seiner Frau, erzählte ihr, daß er den Polen getödtet habe und entfernte sich wieder. Seitdem hat er weder sie noch seinen Sohn wieder gesehen und sich nach Angers zurückgezogen; dört soll er wie ein Wehrwolf von dem Ueberreste seiner 80,000 Frcs. leben, die, wie Sie sich denken können, durch die Reisen hinter dem Polen her sehr zusammengeschmolzen sind. In Angers geht er mit Niemand um als mit der Frau und Tochter seines Verwandten von Fermont, der seit einigen Jahren todt ist. Uebrigens hat diese Familie Unglück gehabt, denn der Bruder der Frau von Fermont soll sich vor einigen Monaten erschossen haben."

„Und die Mutter des Vicomte?"

„Er hat sie längst schon verloren. Nachdem er mündig geworden, erhielt er das Vermögen derselben. Sie sehen also, lieber Patterson, daß der Herr Vicomte von seinem Vater wenig oder nichts zu erwarten hat —"

„Der Vater muß ihn überdies hassen."

„Er mochte ihn nie sehen, seitdem er die fragliche Entdeckung gemacht hat, wahrscheinlich weil er überzeugt ist, daß der Vicomte der Sohn des Polen ist —"

Das Gespräch der beiden Männer wurde durch einen riesenhaften sorgfältig gepuderten Lakai unterbrochen.

„Herr Boyer, der Herr Vicomte hat bereits zweimal geklingelt," sagte der Riese.

Boyer schien außer sich über diesen seinen Mangel an Aufmerksamkeit zu sein, stand sofort auf und folgte dem Lakai so eilfertig und ehrerbietig, als wäre er nicht der Eigenthümer des Hauses seines Herrn gewesen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gaunerstückchen der neuesten Zeit.

Zur Warnung und Belehrung

von

C. F. Leo.

8. 1843. broschirt: 21 Ngr. — 1 fl. 3 kr. C.-M.

Inhalt:

Der kleine Reifentreiber. — Die falsche Madame Lafarge. — Der Matrose. — Die Cigarre. — Der Uhrenkäufer. — Der Gehängte. — Die Funfzigpfundnote. — Der Polizeichef. — Die alte Tante. — Die Vogelflinte. — Der besondere Wein. — Der in's Wasser Gefallene. — Der Wollhändler. — Der Kunstfreund. — Der Diener des Fürsten. — Der blaue Domino. — Der Sicherheitspolizei-Agent. — Der Armeelieferant. — Der Vater. — Der Topf. — Das Geheimniß. — Der Doppelcoup. — Das Trinkgeld. — Der Collectensammler. — Der Augenzuhalter. — Die 300. — Der kleine Ballspieler. — Der Krämer und Eugenie Foa. — Der Stubenmiether. — Der Notar Lehon. — Der Diamant. — Der schwarze Domino. — Die Verwandte. — Die beiden Apotheker. — Das Angeld. — Der Kornmarkt-Gauner. — Die Gräfin. — Der Briefausnehmer. — Der Heiraths-Candidat. — Der Erbschafts-Prätendent. — Der Zählungsbeamte. — Der Gimpelfänger. — Die Nervenanfälle. — Der Schwager des Instrumentmachers. — Der Ackertheilungs-Commissar. — Der Weinhändler. — Die Frau von der Sparkasse. — Onkel Giorot. — Versteck gestohlenen Gutes. — Der Pfandversetzer. — Die literarische Erkundigung. — Fürst M. — Die schöne Unglückliche und ihr Gatte. — Der Bruder. — Der Bote des Schneiders. — Gefährliche Fabrik. — Gefundene Acten. — Der Schneider. — Diebe en gros. — Die Dame mit zwei Töchtern. — Der Möbelkäufer. — Der Dandy. — Die Versicherungsanstalt. — Vicomte G. — Gaunerei durch Porzellan. — Der Reisegefährte. — Das Elixir. — Der Moralist. — Die Hehlerin. — Die Logisbeschauer. — Das Recept. — Pfiffige Benutzung eines Geistlichen. — Die Einschläferer. — Der falsche Herr von Maltitz. — Der Lockrock. — Die Dame de confiance. — Der Philanthrop. — Wüthende Vertheidigung eines Gauners. — Falsche Diamanten. — Die ausgelöschten Gaslichter. — Diebstahl der Identität. — Das verirrte Kind. — Das Telescop. — Der Secundant. — Der Griff durch die Fensterscheibe. — Der Präsent-Ueberbringer. — Falsche Creditbriefe. — Der Zuckerkäufer. — Jüdische Gauner. — Der Sammler mit dem Notenblatte. — Der Virtuose. — Diebstahl eines Schiffes. — Der Geldbrief. — Die Marquisin von Hereford. — Ein Faß Wein. — Die sympathetische Kur. — Vol à la prise de tabac. — Der doppeltbezahlte Wechsel. — Mißbrauch von Testamentsunterschriften. — Der Ruck an der Taschentücherkette. — Falscher Bernstein. — Betrug durch falsche Beschuldigung. — Der mitleidige Dieb. — Der Sammler für Hamburg. — Merkwürdiges Anlehen.

Otto Wigand.

In meinem Verlage ist ferner erschienen:

Geschichte Europa's
seit der
ersten französischen Revolution
von
Archibald Alison.

Deutsch von **Dr. L. Meyer.**

1—4. Band. gr. 8. 1842. brosch. à $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Alison's Geschichte von Europa und den außereuropäischen Ländern, inwiefern sie Einfluß auf die Geschichte Europa's hatten, ist eine der wichtigsten Erscheinungen, welche die neuere Literatur aufzuweisen hat. Seit Jahren hat kein Geschichtswerk so viel Epoche gemacht, wie das von Alison. Sein Talent ist eminent; seine Quellen und Forschungen sind die reichhaltigsten und umfassendsten. — Obschon der conservativen Partei angehörend, läßt er jede Partei sprechen, und entwickelt meisterhaft, wie die Staaten nur mit und durch Repräsentation groß, mächtig, glücklich werden und sein können. Er huldigt mit der gesammten gebildeten Welt der aufgeklärten und erleuchteten Gegenwart. Solche Männer und solche Werke gehören im Grunde keiner Partei an, denn sie sind eins mit allen Freunden der Menschheit und streiten für die kostbarsten Güter dieser Erde. —

Von diesem ausgezeichneten Werke biete ich allen gebildeten Deutschen, die aufrichtigen Antheil an der Entwicklung der europäischen Völker nehmen, eine Uebersetzung und Bearbeitung von Herrn Dr. L. Meyer an, welche ich mit Recht ein Normalwerk für unsre Literatur nennen kann. Die 4 ersten Bände sind bereits erschienen und in jeder Buchhandlung einzusehen.

Otto Wigand.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 6

Leipzig 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.128(2#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750516-5